

2068 S.M.O.

Rudolf Trebitsch.

Ueberreicht vom Verfasser.

BIBLIOTHEK DES VEREINES
FÜR ÖSTERREICHISCHE VOLKSKUNDE.

Wilhelm Wundts
„Elemente der Völkerpsychologie“ und die
moderne Ethnologie.

Von

Rudolf Trebitsch.

Sonder-Abdruck aus der
Zeitschrift für angewandte Psychologie
herausgegeben von
William Stern und Otto Lipmann.

Bd. 8.

Leipzig,
Johann Ambrosius Barth.

1914.

Wilhelm Wundts „Elemente der Völkerpsychologie“¹ und die moderne Ethnologie.

Von RUDOLF TREBITSCH, Dr. med. et. phil. in Wien.

WUNDT teilt seine Völkerpsychologie in vier Abschnitte:

- a) Das Zeitalter der Primitiven, das ist das Zeitalter, in dem sich der Mensch nur im Anschluss an die ihn umgebende Natur entwickelt, ganz ohne Beeinflussung von seiten anderer Völker.
- b) Das Zeitalter des Totemismus, in dem der Mensch ganz unter dem Banne des Tieres steht, in dem also sein ganzer Vorstellungskreis vom Tiere beherrscht wird.
- c) Das Zeitalter der Helden und Götter, in dem sich der Typus des „Helden“ entwickelt und sich die Religion im höheren Sinn durch Schaffung persönlicher Götter sowie auch der Staat ausbildet.
- d) Das Zeitalter der Humanität, in dem der ganze geistige Inhalt des Lebens der Menschheit als einem Ganzen zustrebt. Es ist die Epoche der Weltreiche, der Weltkultur, der Weltreligionen und der Weltgeschichte. In diesem Stadium befinden sich beispielsweise die gesitteten Völker Europas. Bei der erwähnten Einteilung hat man jedoch nicht an eine chronologische Aufeinanderfolge zu denken, sondern die einzelnen „Zeitalter“ im Sinne WUNDTs kommen auch heute noch gleichzeitig bei den verschiedenen Völkern der Erde vor.

Erstes Kapitel: Der primitive Mensch.

Der Verfasser gibt uns zuerst eine Definition des Wesens der Primitiven. Während der Primitive des 18. Jahrhunderts eine ausgeklügelte Konstruktion der Philosophen (ROUSSEAU und HOBBS) war, stützt sich die Gegenwart auf Tatsachen der Wissenschaft vom Menschen, um zur Bildung dieses Begriffes zu gelangen. WUNDT gibt eine mustergültige Schilderung der Hauptzüge des Primitiven. Nach ihm sind Primitive diejenigen Menschen, „deren Kultur das Mindestmafs von

¹ Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1912.

geistigen Eigenschaften hat, die wir uns bei allgemein menschlicher Entwicklung der geistigen Fähigkeiten vorstellen können“. Es ist hier mit Recht auf die geistigen Eigenschaften das Hauptgewicht gelegt, nicht wie von seiten mancher anderer Forscher auf niedrigere somatische Merkmale. Das Bezeichnende für den Menschen muß wohl immer sein Geist und dessen Bestätigung bleiben. ERNST GROSSE¹ sagt hingegen: „Primitive Völker sind solche, welche eine primitive Form des Nahrungserwerbes besitzen. Die ursprünglichsten Formen der Produktion sind aber Jagd und Pflanzensammeln.“ Diese Deutung des in Frage kommenden Begriffes ist nach meiner Meinung viel einseitiger; daher verdient WUNDT'S Anschauung wohl den Vorzug. Der letztere bringt übrigens noch mehr Klarheit in die Sache, indem er erwähnt, daß Primitive in seinem Sinne nur im engen Anschluß an die umgebende Natur ohne jede Beeinflussung von seiten der umwohnenden Völker leben. Darum läßt der Verfasser nur folgende primitive Völker gelten:

1. Die Pygmäen in Zentralafrika.
2. Pygmäen am Kongo.
3. Die Buschmänner.
4. Die Weddas, auf Ceylon.
5. Die Senoi und Semang auf der Halbinsel Malakka.
6. Die Negritos auf den Philippinen.
7. Die ausgestorbenen Tasmanier.
8. Einige Urwaldstämme in Brasilien, mit deutlichem Übergang zum Totemismus.
9. Die Andamanesen, aber mit der Hinzufügung, daß sich bei ihnen heutigentags bereits fremder Einfluß geltend macht.

Die Australier, die ERNST GROSSE² und mit ihm auch andere Forscher zu den Primitiven zählen, schließt WUNDT von dieser Liste mit Recht aus: denn sie verdienen wegen ihrer komplizierten gesellschaftlichen Organisation diesen Titel sicherlich nicht. Bis nun wurden sie am häufigsten wegen ihrer primitiven somatischen Merkmale hierher gerechnet. Auch den von GROSSE³ hier eingereihten Tschuktschen gegenüber ist derselbe Standpunkt am Platze wie bei den Australiern, da sie Rentiere und Schlitten als Fortbewegungsmittel besitzen, also nicht auf das „Mindestmaß geistiger Eigenschaften“ Anspruch erheben können. Freilich muß WUNDT zugeben, daß der Begriff des Primitiven nur ein relativer ist und es auch Übergangsstufen zu höherer Kultur gibt, wohin wir, wie ich glaube, möglicherweise Australier und Tschutschken rechnen können. Zeigen doch diese beiden Völker in manchem Belange recht niedrigere Geistesleistungen (die Australier die urchimliche Feuererzeugung und die Tschutschken Zeichnungen, die denen der Buschmänner analog sind.) Auch den Eskimos

¹ ERNST GROSSE, Die Anfänge der Kunst, Freiburg im Breisgau und Leipzig 1894, S. 38.

² ERNST GROSSE, l. c.

³ ERNST GROSSE, l. c.

könnte man, glaube ich, eine derartige Übergangstellung zubilligen, besonders den am Smithsund lebenden, die wegen ihrer Isoliertheit von fremden Einflüssen nahezu verschont geblieben sind.

Die äufsere Kultur der Primitiven. Die Kleidung ist nur andeutungsweise entwickelt. Lendenschürze aus Bast, Bänder an Armen und Beinen sind alles, was hieher gehört. Die ursprüngliche Wohnung des Primitiven ist eine Höhle; doch erwähnt WUNDT nicht, was sicher auch häufig vorkommt, daß Buschwerk und hohle Bäume dem gleichen Zwecke dienen. Für die Entwicklung der Kunst hat die Höhle, dem Autor zufolge, insofern etwas geleistet, als sie durch die darin herrschende Dunkelheit die Phantasie der Bewohner angeregt haben mag. So dürften die bekannten Höhlenzeichnungen moderner und prähistorischer primitiver Menschen entstanden sein. In die Höhle wurde wohl auch bei ungünstiger Witterung, besonders durch das wärmende Feuer, der Hund gelockt. So gewöhnten sich, nach WUNDT, Mensch und Tier aneinander. Nach der jetzt ziemlich allgemein in der Ethnologie akzeptierten Ansicht folgte der Hund dem Menschen als ungerufener Gast auf der Jagd, um sich der Beute zu bemächtigen und so wurde er allmählich ein Haustier. Daß der Hund durch das Feuer angelockt wurde, ist deshalb unwahrscheinlich, weil bekanntlich alle Raubtiere sich vor dem Feuer fürchten. Die Nahrung wird durch Jagd, aber hauptsächlich durch Sammelwirtschaft beschafft. Für die letztere kommt der Grabstock in Betracht. Zum Aufbewahren von Nahrungsmitteln und allerlei Gegenständen dienen Naturobjekte, beispielsweise Kürbisschalen. Keramik gibt es noch keine. Wo Töpfe vorkommen, sind sie von anderen Völkern erworben. Nahezu alle Geräte und Waffen sind aus Holz hergestellt — ansonsten zumeist fremder Import. Das Holz läßt sich ja am leichtesten bearbeiten, leichter als der Stein, darum ist nach WUNDT dem Steinzeitalter ein Holzzeitalter vorangegangen, dessen Spuren wir aber wegen der Vergänglichkeit des Materiales nicht nachweisen können. Die Waffen sind Pfeil und Bogen. Der Bogen resultiert aus der Naturbeobachtung: Ein zurückgebogener Ast schnell wieder in seine ursprüngliche Lage zurück. Wenn man den Zweig aber in einer seiner vorhandenen Krümmung entgegengesetzten Richtung abbiegt, so ist seine Schnellkraft noch gröfser. So entstand der reflexive Bogen. Der Pfeil mußte nach WUNDT im Anschluß an den Bogen beinahe von selbst entstehen(?). SCHURTZ¹ faßt den Pfeil als aus dem Wurfespeer hervorgegangen auf. Wenn wir jedoch berücksichtigen, was uns WEULE² über den Pygmäenpfeil in Afrika mitteilte, so wäre nach ihm die Urform dieser Waffe einfach ein am Ende spitz zugeschärftes Holzstück, respektive Ast. Dies scheint mir auch die einzig richtige Auffassung für die Entstehung des Pfeiles, da die Primitiven im Sinne WUNDTs des Wurfespeeres ja entbehren. Gefiedert ist er nach WUNDT wohl zumeist deshalb, weil er den Menschen an

¹ Dr. HEINRICH SCHURTZ, Urgeschichte der Kultur, Leipzig und Wien, 1900, S. 347.

² KARL WEULE, Der afrikanische Pfeil Leipzig 1899, S. 55, 56.

den Vogelerinnert, der ja auch fliegt. Daher dachte man, auch dem künstlichen Objekt durch die Anwendung von Federn, das Durchmessen des Luftraumes zu ermöglichen. Wie in neuester Zeit wiederholt nachgewiesen wurde, denkt ja der Urmensch vielfach in Symbolen. Schliesslich wurde so unbewusst durch die Fiederung der Flug reguliert. Wir müssen bekennen, dafs wir über die Entstehung von Bogen und Pfeil gar nichts Sicheres wissen, da bis jetzt die einzelnen Arten dieser Werkzeuge noch nicht genügend erforscht sind. — Als Knüttel und Hämmer dienten zufällig aufgefundene, dazu geeignete Naturobjekte aus Holz oder Stein. Die Feuergewinnung geschah nach WUNDT wohl zuerst durch die Arbeit des Sägens oder Bohrens. Dermalen mußten sich Feuer sägen und Feuerbohrer von selbst herausbilden. WEULE¹ bestreitet, dafs die Feuererzeugung auf diesem Wege entstanden sei, denn bei diesen Arbeiten wurde Holz gegen Stein und Muscheln gerieben, aber niemals Holz gegen Holz. Dazu kam es nach WEULE erst, als man zur Erhaltung eines der Natur entlehnten Feuers des leicht brennbaren Holzmehls bedurfte. Also zuerst kam die Benutzung der in der Natur gebotenen Feuerquellen, deren Erhaltung und dann erst die künstliche Feuererzeugung. Ich wage nicht zu entscheiden, ob WUNDT oder WEULE in der Beantwortung dieser Frage recht hat, aber immerhin erscheint mir WEULES Ansicht von vornherein plausibler. — Finden sich vollkommenere Gerätschaften vor, so hat man es meist mit von anderen Völkern erworbenen Dingen zu tun. So treiben beispielsweise die Weddas zu diesem Zwecke einen stummen Tauschhandel, weil sie, wie alle Primitiven, eine gewisse Scheu vor anderen Menschen haben. Wegen der grossen Unbeholfenheit der Waffen gibt es keine Kriege, höchstens Einzelkämpfe. In allen Sachen der äufseren Kultur hat man es nur mit Anfängen zu tun.

Der Ursprung der Ehe und Familie. In früheren Tagen war man der Ansicht, dafs der Mensch der Urzeit in vollständiger Promiskuität der Geschlechter gelebt habe. Es wurden unter anderen dafür verschiedene Gründe angeführt, beispielsweise das malaiische Verwandtschaftssystem, wie es auf der Insel Haiti üblich ist. Dabei bezeichnet jeder Mensch alle Männer und Frauen der nächsthöheren Generation als seine Väter und Mütter, die der dieser vorausgehenden Generation als seine Großväter und Großmütter; in analoger Weise spricht man bei den absteigenden Generationen von Söhnen und Töchtern, Enkeln und Enkelinnen. Die Menschen der gleichen Generation bezeichnen einander als Brüder und Schwestern. Man meinte, dafs diese Benennungen auf eine allgemeine Promiskuität schliessen lassen, bei welcher niemand seinen Vater genau kenne u. dgl. mehr. Die Linguistik brachte uns aber die Überzeugung bei, dafs es sich hier nur um eine rein sprachliche Ausdrucksweise handle, so wie man beispielsweise im Russischen jedem älteren Mann Väterchen sagt, ohne ihn damit wirklich als Vater bezeichnen zu wollen. Die Polygynie wollte man als einen Überrest der Promiskuität deuten. In Wahrheit handelte es sich dabei nur um mehrere Frauen, die sich der

¹ KARL WEULE, Leitfaden der Völkerkunde, Leipzig u. Wien 1912, S. 114 ff.

Vornehme hält, weil er sie zumeist als Arbeitstiere gut brauchen kann. In mohammedanischen Ländern, wo die Polygynie anzutreffen ist, besteht sie ja nur beim Reichen und der Armé lebt monogam. Polyandrie und Gruppenehe wurden in gleicher Weise für das frühere Bestehen einer Promiskuität herangezogen. Es zeigt sich aber, daß diese Eheformen in Australien und Indien vorkommen, wo ausgesprochener Frauenmangel herrscht. Beide Typen gehen also nur aus einer zwingenden Notwendigkeit hervor. Die Gruppenehe in Australien ist von der Raubehe abzuleiten.

Betrachtet man diese Frage bei jetzt noch existierenden Primitiven, so zeigt sich, wie bei den Weddas in Ceylon, reinste Monogamie als die ausschließliche Form der Ehe. Hie und da bei den Buschmännern vorkommende Polygynie erweist sich als fremde Beeinflussung. Beim Gorilla, einem menschenähnlichen Affen, findet sich auch Monogamie. Beim Schimpansen ist sie noch nicht sichergestellt, wird aber mit größter Wahrscheinlichkeit vermutet. Entwicklungsgeschichtlich müßte also auch die Monogamie beim Menschen die ursprüngliche Form der Ehe sein.

Die primitive Gesellschaft dürfte dadurch entstanden sein, daß sich die Menschen bei Unwetter in einer Höhle zusammenfanden. Sonst vereinigen sie sich nur für größere Unternehmungen, Wanderungen oder Jagdzüge. Sie treten bei diesen Gelegenheiten in Herden oder Horden ohne bestimmten ständigen Führer auf. Eventuell wird er von Fall zu Fall erwählt. Die Familie besteht in Form der Einzelfamilie, d. h. aus Eltern und Kindern.

Anfänge der Sprache. Bei den jetzigen Primitiven findet man keine Ursprache mehr; denn sie haben die Sprache der umwohnenden Völker angenommen. Es siegt eben das besser über das weniger ausgebildete Idiom: Die Weddas sprechen singalesisch, die Negritos, Senoi und Semang malayisch, die Buschmänner hottentottisch, die Pygmäen in Zentralafrika die Sprache der Monbuttu u. dgl. mehr; aber auch die primitive Sprache gibt an die umgebenden Sprachen einzelne ihrer Eigentümlichkeiten ab. So hat die Buschmannsprache den Hottentotten die Schnalzlaute geliefert. Wie konnten die Primitiven von den umwohnenden Völkern deren Sprache annehmen, wenn sie nur stummen Tauschhandel mit ihnen betreiben? Das war aber nicht immer so; es gab eine Zeit des wirklichen Verkehrs zwischen Primitiven und höher Kultivierten. In der Sprache der Negritos findet man altmalayische Worte, die aus einer früheren Periode stammen, in der Negritos mit Malayen zusammenkamen. Bei den Malayen finden sich dieselben Worte nicht mehr. Doch trifft man Ursprachen bei höher organisierten Völkern an, so bei den Ewe in Togo. Die Ewe-Sprache ist nämlich nach dem Typus der Gebärdensprache gebaut. Es zeigt sich, daß die Gebärdensprache der Taubstummen genau dieselben Zeichen besitzt, wie die des Indianerstammes der Dakotas. Offenbar weil beide aus denselben Bedürfnissen hervorgegangen sind. Man unterscheidet da: Hinweisende Gebärden (ich, du, er, hier, dort, u. dgl.), zeichnende Gebärden, die einen bestimmten Gegenstand, z. B. ein Haus darstellen, mitbezeichnende Gebärden,

die Eigenschaften der Gegenstände veranschaulichen. In ganz analoger Weise vollzieht sich der Aufbau einer Ursprache: Es gibt keine grammatikalischen Kategorien (Substantiv, Adjektiv, Verbum, u. dgl.). Je nach Zusammenhang und Stellung im Satz kann ein Wort eine von diesen Kategorien bedeuten; es kommt dabei auf die Stellung im Satze an. Abstracta gibt es in der Gebärden- und Ursprache nicht. Sie werden in symbolischer Weise mittels der Concreta ersetzt. In den primitiven Sprachen sind begreiflicher Weise sehr viele Ausdrücke onomatopoetisch. Die Sprache soll nach WUNDT hauptsächlich im Affekt entstanden sein, indem der Mensch nur zuerst in diesem Zustande das Bedürfnis hatte, sich zu äußern. Ebenso wie die Triebhandlung der bewußten Handlung vorausgeht, so soll die Affektsprache der die bewußte Handlung ausdrückenden Sprache vorgegangen sein. SCHURTZ¹ nimmt mit seinen Gewährsmännern an, daß die Sprache der Hauptsache nach aus rhythmischen, die Arbeit begleitenden Lauten entstanden sei. Die Rhythmik hat ja sicherlich zur Erleichterung der Arbeit beigetragen. Außerdem sollen die meisten Worte der niederen Sprachen Arbeitsworte sein. Ich wage es nicht zu entscheiden, welche der beiden Theorien die richtige ist. Über die Anfänge der Sprache ist die Wissenschaft jetzt ein wenig anderer Meinung geworden, seitdem sie sich auch mit den Lauten der Tiere beschäftigt hat und gezwungen ist, auf diesem Gebiete auch die Urform der menschlichen Verständigung zu suchen.

Das Denken der Primitiven ist im wesentlichen ein gegenständliches. Es beschäftigt sich mit den Dingen des täglichen Lebens, Tieren, Pflanzen usw. Außerdem dreht es sich aber auch um die Affekte und verlegt sie in die Objekte hinein, durch die sie verursacht werden, indem es ihnen höhere, darin hausende Wesen in der Form von Dämonen zuschreibt: Übersinnliches (mythologisches) Denken. Die Sprache der Primitiven kann aber nicht mit der der Kinder ganz analogisiert werden, da die der Kinder von Fall zu Fall gebildet wird, bei den Primitiven aber ein Produkt der Entwicklung ist. Außerdem formen die Primitiven ihre Sprache selbst. Bei den Kindern wird sie hauptsächlich von den Erwachsenen geschaffen. WUNDT wendet sich da gegen eine sicherlich irrthümliche, allzuweit reichende Parallelstellung von Primitiven und Kindern, wie sie bis nun in der Wissenschaft sehr geüufig war.

Die Urformen des Zauber- und Dämonenglaubens. Ganz ohne Religion ist kein Volk, obwohl in früheren Zeiten eine dahingehende Anschauung in der Wissenschaft verbreitet war. Nur muß man in Betracht ziehen, daß es sich bei den niedersten Formen der Religion nicht um wohlcharakterisierte Göttergestalten, sondern bloß um wenig umschriebene, übersinnliche Wesen, Dämonen, handelt. Nach WILHELM SCHMIDT² sind sämtliche Primitive Pygmäen und huldigen dem Mono-

¹ HEINRICH SCHURTZ, Urgeschichte der Kultur. Leipzig und Wien. 1900. S. 479.

² WILHELM SCHMIDT, Die Stellung der Pygmäen in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. 1910.

theismus, aus dem sich durch Entartung der Polytheismus und in weiterer Folge die niedereren Glaubensformen entwickelt haben sollen. Diese Theorie ist sicher ganz falsch. Denn die Andamanesen, auf die sich der Verfasser beruft, haben ihren Monotheismus nicht aus sich selbst herausgebildet, sondern es läßt sich nachweisen, daß dabei fremder Einfluß durch Missionäre mit im Spiel war. Außerdem sind nicht alle Primitiven Pygmäen; die alten Tasmanier waren sicher keine. — Hingegen haben den ersten Anlaß zum Glauben an höhere Mächte Krankheit und Tod abgegeben. Wenn der Primitive einen Genossen sterben sieht, so kann er sich dieses Ereignis nicht anders erklären, als daß die „Körperseele“ sich von dem Dahingeschiedenen getrennt hat. Er identifiziert sie dann weiterhin infolge des Schreckens, den bei ihm dieses natürliche Ereignis hervorbringt, mit einem bösen Dämon, der auch dem Überlebenden gefährlich werden kann. Dagegen muß man sich durch einen Gegenzauber wehren, den Medizinmänner, Priester und Schamanen besitzen. Das ganze Seelenleben dieser tiefstehenden Menschen ist von Zauber und Gegenzaubervorstellungen erfüllt. Selbstredend werden auch Krankheiten auf boshafte Dämonen zurückgeführt. Sogar das erste Bekleidungsmotiv fußt in derartigen Anschauungen. Hierher gehören die Bastgürtel der Weddas, die Käbme und Kopftücher der Senoi und Semang. Dies ergibt sich aus dem feierlichen Zeremoniell, unter welchem diese Objekte angelegt werden. Viel später vielleicht hat auch das Schamgefühl in dieser Frage eine Rolle gespielt. Es erstreckt sich aber ursprünglich nicht gerade auf die Pudenda, sondern regt sich bei jedem Verstöße gegen das Herkommen (Verletzung des Schamgefühls der Hottentotten durch Entblößung des Gesäßes). In der Bekleidungsfrage scheint mir WUNDT mehrere Umstände zu übersehen, die von anderen Autoren wiederholt hervorgehoben worden sind. Ich glaube mit SCHURTZ¹, daß die Kleidung: 1. auf das Schmuckbedürfnis, 2. auf das Bestreben, die Schamteile zu verhüllen und 3. auf die Absicht, sich vor ungünstiger Witterung zu schützen, zurückzuführen ist. Das Zaubermotiv ist wohl in dem Schmuckmotiv implizite enthalten. Wo Gürtel als einzige Bekleidung auftreten, da faßt sie SCHURTZ² als symbolische Andeutung einer Tracht auf, d. h. als einen Überrest einer früher vollkommeneren Bekleidung auf. SCHURTZ mag WUNDT gegenüber in diesem Punkte recht haben, wenn wir bedenken, daß alle jetzt auf Erden wohnenden Primitiven bereits eine lange Entwicklung hinter sich haben. Wie sehr das Leben der in Betracht kommenden Völker durch den Glauben an Zaubermächte beherrscht wird, beweisen die zahlreichen, bei ihnen vorkommenden Amulette. Die Annahme von Dämonen ist sicherlich, wie das von mir angeführte Beispiel des Todes zeigt, aus dem Affekt, und nicht aus der Frage nach den Ursachen der Erscheinungen der den Menschen umgebenden Natur, entstanden. Wenn es donnert, fürchtet sich der Primitive, daher glaubt er an die Wirkung eines höheren, übersinnlichen Wesens u. dgl. mehr. Hingegen löst in ihm der Untergang der

¹ HEINRICH SCHURTZ, Grundzüge einer Philosophie der Tracht. Stuttgart 1891. J. G. Cottasche Buchhandlung. S. 6.

² HEINRICH SCHURTZ, l. c. S. 65.

Sonne, der sich ja täglich vollzieht, gar keine Frage nach dessen Ursache aus. Nur das Ungewöhnliche macht auf ihn Eindruck, und es gehört schon eine hohe Kultur dazu, um nach dem Wesen der allergewöhnlichsten Vorgänge zu forschen. Erst dem berühmten englischen Physiker Atwood war es in der Neuzeit vorbehalten, die Gesetze des freien Falles der Körper zu ergründen. Der ursprünglichste Glaube wurzelt also in dem Affektzauber.

Die Anfänge der Kunst. Die erste hierhergehörige Erscheinung ist die Tanzkunst, die als Kultanz, aber auch als Genufsmittel bei den Primitiven anzutreffen ist. Als ästhetisches Moment wirken hier der Rhythmus und die Wiederholungen derselben Bewegungen, die zumeist auf Tiernachahmungen beruhen, so der Tanz der Weddas um einen in der Erde steckenden Bogen. Es werden hiebei die jagdbaren Tiere mimisch dargestellt und auf diese Weise soll eine günstige Jagd erwirkt werden, also eine Art Jagdzauber.

Musikinstrumente im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es noch nicht. Bei den Buschmännern läßt man eine Bogensehne schwirren und durch Ansetzen an den Kopf erzeugt man eine Resonanz. Der Klang ist dann nur subjektiv, für den Agierenden wahrnehmbar. In weiterer Folge wird der Kopf durch einen Kürbis ersetzt und wir haben so das primitivste Saiteninstrument und objektive Hörbarkeit der hervorgebrachten Töne. Hieher gehören auch das blofs für religiöse Feierlichkeiten verwendete Schwirrholtz der Australier und die Tanzrassel vieler nordamerikanischer Völkerschaften. In den meisten Fällen handelt es sich blofs um Geräusche, also nicht um wirkliche Musik im landläufigen Sinne.

Die bildende Kunst. Sie tritt vor allem in Form der Ornamentik auf. Beinahe alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs zeigen Verzierungen. Ursprünglich finden wir nach WUNDT blofs geometrische Gebilde, beispielsweise Dreiecke, Vierecke und ähnliches in endloser Wiederholung an den Dingen angebracht. Diese Wiederholung ist es eben, die hier wie beim Tanze den Primitiven Freude macht. Allmählich erblickten diese tiefstehenden Menschen mit Zuhilfenahme der Phantasie in diesen Formen Naturobjekte, Tiere, seltene Pflanzen oder auch Dämonen. Nun wurde zur wirklichen, wenn auch blofs konturierten Darstellung der erwähnten Objekte geschritten. Daraus wurde wieder durch weitgreifende Schematisierung das ursprüngliche geometrische Ornament. WUNDT vertritt hier im Gegensatz zu vielen anderen Forschern die Ansicht, dafs das geometrische Ornament etwas Primäres ist, während diese meinen, es sei stets durch Schematisierung von Naturobjekten entstanden. WEULE¹ nimmt in dieser Frage den Standpunkt ein, dafs sowohl die rein geometrische Zeichnung als auch das schematisierte Naturobjekt als primäres Ornament auftreten. Ich glaube mich aber auf Seite WUNDTs stellen zu müssen, da dieser Forscher sehr stichhaltige Gründe für seine Auffassung anzuführen vermag. Ich möchte hier folgendes beifügen: Da wir in den Menschen des Paläolithikums wirkliche Primitive erblicken müssen, so ist es notwendig, auch die Anfänge der Kunst bei ihnen zu

¹ KARL WEULE, l. c. S. 130.

suchen. Da kommen wir nun zu dem Schlusse, dafs die Zeichenkunst und zwar die die Natur nachahmende (Jagdszenen) eine Urform darstellt; hingegen spielt die Ornamentik überhaupt keine grofse Rolle. WUNDT beweist seine Ansicht dadurch, dafs er behauptet: Wenn man ein Tier oder eine Pflanze einem Primitiven zum Abzeichnen gibt, so zeichnet er ebenso wie ein Kind das Objekt in ganz naiver Auffassung aber niemals schematisiert. Rhythmus und Wiederholung sind auch hier die Momente, die zuerst zum künstlerischen Schaffen anregen. Sehr bald wird das Kunstprodukt mit Hilfe der Phantasie zu Dämonen in Beziehung gebracht, so dafs wir es mit einer Zauber- und Zierkunst zu tun haben. Was den Dämon darstellen soll, mufs auch gegen ihn helfen. In diesem Sinne sind beispielsweise die reichlichen, geometrischen Ornamente an den Haarkämmen der Semang und Senoi zu deuten. — Nur die Buschmänner machen in ihren Zeichnungen gegenüber dieser Deutung eine Ausnahme. Bei ihnen trifft man sogenannte Erinnerungskunst an, d. h. sie malen und zeichnen Erlebnisse, die sie tatsächlich gehabt haben aus der Erinnerung auf die Wände ihrer Höhlen oder auf irgendwelche Felsen. Im Gegensatz zu einer höheren Stufe der Nachahmungskunst haben sie während der Arbeit ihre Modelle nicht vor sich. Auffallend ist dabei die naturgetreue Darstellung derartiger Vorkommnisse, beispielsweise Jagd- und Kampfszenen. WUNDT meint, dafs diese Kunst fremder Import sei, indem hie und da in das Gebiet der Buschmänner verirrte europäische Maler dieses Volk beeinflusst hätten. Einen Beweis hierfür erblickt er darin, dafs sich diese Eingeborenen Südafrikas europäischer Pinseln gleichender Instrumente bedienen. Eine analoge Erscheinung sei ja der Monotheismus der Andamanesen, der ja auch durch fremde Missionäre entstanden sei. WUNDT scheint nur hiebei zu vergessen, dafs der Einfluß der Missionäre ein beständiger sein mufs, während es sich bei den angeblichen europäischen Malern nur um ganz vereinzelte Fälle handeln könnte. Ich glaube aber, dafs sich unser Verfasser nur deshalb zu dieser Hypothese verstiegen hat, weil er um jeden Preis dartun wollte, dafs sich die Zeichenkunst der Primitiven blofs in der Ornamentik äußere. Es liegt hier jedenfalls ein Fall vor, bei dem dem wirklichen Verhalten der Dinge zugunsten eines erklügelt Systems Gewalt angetan wird. Ich möchte die Buschmannzeichnungen, ebenso wie andere Autoren, blofs dahin deuten, dafs die Buschmänner wie andere ausgeprägte Jägervölker ein hervorragendes Zeichentalent besitzen, das sich eben in dieser Weise äußert.

Die intellektuellen und moralischen Eigenschaften der Primitiven. Die Primitiven sträuben sich im allgemeinen dagegen, die Kulturerrungenschaften der benachbarten Völker anzunehmen. In dieser Weise verhalten sich die Buschmänner den Feuerwaffen gegenüber. Man irrt aber sehr daran, wenn man daraus auf Dummheit dieser Menschen schliessen wollte. Sie zeichnen sich blofs durch Bedürfnislosigkeit und Zufriedenheit aus. Haben ja doch alle Bogen und Pfeil erfunden, was man als eine grofse geistige Leistung hinstellen mufs. Die Negritos besitzen sogar gute Tierfallen. In einer englischen Missionsschule machten Kinder der Senoi ebenso rasche Fortschritte im neuen Glauben wie die der Chinesen und Malayen. Dieser Umstand läfst jedenfalls auf gleiche In-

telligenz schliesen. Die Primitiven sind also gerade so intelligent wie die Kulturvölker, nur ist ihre Intelligenz auf einen viel kleineren Vorstellungskreis beschränkt.

Nun zur Moral. Bei denjenigen Primitiven, die nicht in Berührung mit Kulturvölkern stehen, gibt es keinen Diebstahl, weil nahezu kein Eigentum vorhanden ist. Sie stehen aber sittlich sicher nicht höher als zivilisiertere Menschen; nur wird sich Unmoral dort nicht entwickeln, wo kein Grund dazu vorhanden ist. Sind doch die Buschleute als Rinderdiebe bekannt und in dieser Weise der Schrecken der umwohnenden Hottentotten, also keine Spur einer besseren moralischen Veranlagung. Auch in diesem Punkte macht Gelegenheit Diebe. Es würde zu weit führen, noch mehr hiehergehörige Beispiele anzuführen. Von paradiesischen Zuständen unter den Primitiven, die beispielsweise WILHELM SCHMIDT¹ sie ihnen andichten möchte, kann wohl aus diesem Grunde keine Rede sein. Die moralische Veranlagung der Primitiven ist also dieselbe wie die aller Völker. Die Moral selbst richtet sich bei ihnen nur nach dem Verhalten der umgebenden Stämme. Sich selbst überlassen, sind sie deshalb brav, weil bei ihrer einfachen und genügsamen Lebensführung zur Unmoral keine Veranlassung vorliegt. Sie entwickelt sich immer nur durch Drängsalierungen von seite höher kultivierter Nachbarn.

Es ist ein Fehler, daß WUNDT in diesem Abschnitt die Menschen der Prähistorie nicht berücksichtigt; denn nur hier finden wir echte Primitive, während die rezenten Primitivvölker nicht mehr das Bild einer reinen Urtümlichkeit liefern, weil sie anerkanntermaßen eine gewisse Entwicklung hinter sich haben.

Zweites Kapitel. Das totemistische Zeitalter.

1. Allgemeiner Charakter des Totemismus. Totem ist ein Ausdruck der Chippeway-Indianer. Es bilden sich in diesem Zeitalter clanartige Gruppen, Totem-Gruppen. Sie sind von dem Tiere abgeleitet, von dem die betreffende Gruppe abstammen soll. Daher ist ihr dieses Tier heilig. In diesem Zeitalter entsteht ferner das Häuptlingswesen durch vielfache Kämpfe der Volksstämme gegeneinander. Daher vervollkommen sich auch die Waffen. Ebenso werden die Wohnstätten verbessert. Die totemistische Exogamie ist eine Besonderheit dieses Entwicklungsstadiums der Völker. Das Totem-Tier wird zum Jagd- aber niemals zum Arbeitstier; daher ist noch kein ausgesprochener Ackerbau, sondern nur Hackbau möglich. Es gibt mehrere ziemlich voneinander verschiedene Kulturen und Kulturkreise. Es zeigen sich die Anfänge der Tierzucht

2. Kulturkreise des totemistischen Zeitalters:

1. Malayo-polynesischer Kulturkreis,
2. Amerikanischer Kulturkreis,
3. Afrikanischer Kulturkreis.

Zum malayo-polynesischen Kulturkreis werden auch die Australier als tiefststehendes Volk desselben gerechnet. Sie erfreuen sich

¹ WILHELM SCHMIDT l. c.

eines ausgeprägten Totemismus, besitzen keinen Pfeil und Bogen, sondern als Ersatz dieser Waffen den bekannten Bumerang, Keulen, Schilder und Wurfspeere mit Wurfholz. Eine ziemlich niedere Stufe nehmen auch die Negritos ein, die ja zum Teil den Primitiven zugezählt werden müssen. Hingegen haben die Papuas bereits den Ackerbau in seiner einfachsten Form eingeführt. Die Malayen kamen aller Wahrscheinlichkeit nach von der Halbinsel Malakka in vielen Schüben in ihr heutiges Wohngebiet. Für sie ist das Männerhaus besonders charakteristisch. Die Maoris auf Neuseeland dürften einem der ersten Schübe angehört haben. Die Polynesier zeigen auch Totemismus, wobei aber das Tier gegenüber der Pflanze in seiner Rolle zurücktritt; in Polynesien gibt es ja wenig Tiere. Von hier aus entwickelte sich das Tabu, ursprünglich vom Tiere ausgehend. Die Mikronesier nehmen hinsichtlich der Kultur eine Mittelstellung zwischen Polynesiern und Melanesiern ein. Die Australier zeigen sich übrigens auch von seiten der Papuas beeinflusst. Möglicherweise haben durch die Torresstraße Einwanderungen von Neu-Guinea aus stattgefunden. Malayen und Polynesier besitzen gute Boote. Im Zusammenhang mit der Schifffahrt entwickelte sich ein Kult von Himmelsgöttern, da ja für den Schiffer die Gestirne behufs Orientierung sehr in Betracht kommen. Es handelt sich dabei zumeist um Übertragung irdischer Vorgänge auf den Himmel.

Amerikanischer Kulturkreis. Ziemlich rein totemistisch sind die atlantischen Völker geblieben. Bezeichnend ist es, daß sie die Büffel als ihre Brüder betrachten. Die Nordwest-Amerikaner sind der Hauptsache nach Ackerbauer, zeigen aber in der Form der Tiermasken Reste des Totemismus. Die niederste Stellung nehmen die Waldindianer Brasiliens ein, die wir nahezu als Primitive betrachten können. Die Völker der südlichen vereinigten Staaten und Zentralamerikas erfreuen sich eines ausgeprägten Himmelskultes, mit totemistischen Erinnerungen gemischt. Dies kommt in ihren Vegetationsfesten deutlich zum Ausdruck. Der amerikanische Kulturkreis unterscheidet sich vom malayo-polynesischen hauptsächlich im Schmuck. Beim letzteren treffen wir Tätowierungen und Färben des Körpers an, beim ersteren beinahe nur äußeren Schmuck mit besonderer Vorliebe für farbenprächtige Vogelfedern.

Afrikanischer Kulturkreis. Hier zeigt sich nur wenig vom Totemismus. Die Buschmänner scheinen die älteste Rasse des schwarzen Erdteiles zu sein. Die Bantus sind sicherlich von Sudan-Negern und Hamiten beeinflusst. Es haben da wohl Blutmischungen stattgefunden. Auch die Sudan-Neger haben wahrscheinlich Rassenbeziehungen mit den nordafrikanischen Völkern. Das in Afrika einheimische Rind wurde vermutlich von den Hamiten aus Asien importiert und zwar in 2 Schüben, daher 2 Rinderassen. Es wird nicht gegessen, sondern nur seine Milch getrunken. Hierin liegt wohl ein Anklang an die Tierverehrung des Totemismus. Beinahe überall finden wir aus dem Totemismus hervorgegangenen Fetischismus, Polygynie und Sklaverei.

In Asien gibt es beinahe keinen Totemismus, nur Andeutungen davon bei Giljaken, Tschutschken und Jakuten. Spuren davon waren auch im alten Babylon und Ägypten vorhanden in welch' letzterem bekanntlich der heilige Stier verehrt wurde.

WUNDT vermutet, daß überall auf Erden der Totemismus den Übergang vom primitiven zum Helden- und Götterzeitalter gebildet habe.

3. Die totemistische Stammesgliederung. Was den Totemismus zumeist auszeichnet ist die Stammesgliederung in 2, 4 und 8 Teile, beruhend auf der Besitzergreifung von Jagd- und Waidengründen. In Australien ist die Einteilung in Gruppen mit Tiernamen, das ist die ursprünglichste von allen, geblieben. Denn es sind hier wirkliche Kultgruppen. In Amerika hingegen gibt es bei den atlantischen Völkern bloß Tiernamen für Clans ohne deren kultliche Bedeutung. Aber Ahnensäulen, auf denen zuoberst ein Tier figuriert, wobei sich nach unten zu ein Übergang zum Menschen bemerkbar macht, sind häufig anzutreffen. Das Tier ist hier nicht mehr Gegenstand wirklicher Verehrung, sondern bereits zum Wappentier herabgesunken. Die Totemanbetung ist in Australien am ursprünglichsten, in Amerika jedoch bereits im Ausklingen begriffen.

4. Die Entstehung der Exogamie. Die Exogamie ist bei allen Kulturvölkern vorhanden. Hier handelt es sich aber um die totemistische Exogamie, wie sie besonders in Australien anzutreffen ist:

a) Unbeschränkte Exogamie. — Mit direkter Mutter- oder Vaterfolge. Aus dem Clan A, der mehrere, beispielsweise 4 Totemgruppen hat, kann ein Mitglied jede Person aus dem Clan B aus einem seiner 4 Totemgruppen heiraten (nur Ehen innerhalb desselben Clans und derselben Totemgruppe sind verboten). Das aus der Ehe resultierende Kind gehört zumeist zum Totem der Mutter, seltener zu dem des Vaters.

b) Beschränkte Exogamie. — Mit direkter Mutter- oder Vaterfolge. Sie unterscheidet sich nur dadurch von 1, daß eine Totemgruppe des Clan A bezüglich der Ehe zu einer bestimmten Totemgruppe des Clan B gehört.

c) Beschränkte Exogamie, — mit indirekter Mutter- oder Vaterfolge unterscheidet sich von 1 und 2 nur dadurch, daß das Kind zwar in dem Clan der Mutter oder des Vaters bleibt, aber einer anderen Totemgruppe angehört. So können bei allen diesen Formen Eltern-Kinder-ehen geschlossen werden, man vermeidet sie aber zumeist instinktiv (s. Ödipus-Sage u. dgl.). Hingegen sind Geschwister-Ehen ausgeschlossen, wohl aber Onkel-Nichte- und Tante-Neffe-Ehen möglich.

Erklärungen der Erscheinungen der totemistischen Exogamie:

a) Rationalistische Erklärung nach MORGAN und FRAZER: Ein Gesetzgeber hat das Volk zur betreffenden Eheform gezwungen, indem er die in ihren Regeln liegende Hygiene erkannte. Die Richtigkeit dieser Annahme ist höchst unwahrscheinlich wegen des zu großen Tiefstandes des menschlichen Intellektes um die Zeit der mutmaßlichen Entstehung derartiger Gebote.

b) Biologische Erklärung von ANDREW LANG: Die älteren Brüder der Familie haben im eigenen Clan geheiratet und die jüngeren durch ihre Überlegenheit gezwungen, sich außerhalb des Clans mit Frauen zu versorgen. — Sehr unwahrscheinlich, denn dann müßte es noch Ehen innerhalb des eigenen Clans geben.

c) Soziologische Erklärung: Im Kriege wurden die Töchter der Gegner geraubt und dann geheiratet. — Auch unwahrscheinlich, denn es kommt hier nicht zur Heirat stammfremder Frauen, wie sie ja der Krieg verursachen würde.

d) Natürliche Erklärung, wie sie WUNDT gibt: Die Frauen des eigenen Clans stehen dem Manne zu nahe, um ihn erotisch zu reizen, die des fremden Clans aber zu ferne. — Daher der Mittelweg: Frauen des gleichen Stammes aber eines fremden Clans. WUNDT hat sicherlich das Verdienst die wahrscheinlichste Erklärung geliefert zu haben.

5. Die Formen der Eheschließung. Zuerst bestand wohl die Raubehe. Dann gab aber der Räuber, um sein Verbrechen wett zu machen, einem Verwandten seiner Braut seine eigene Schwester zur Frau — Tauschehe. Hatte er aber keine Schwester, so mußte er sich wohl seine Frau von dem anderen Clan kaufen — Kaufehe. War er jedoch arm, so leistete er wohl statt der Kaufsumme Arbeit, um sich sein Weib zu erringen. Mit der Zeit kam es zu einer Gegenleistung von seiten der Familie der Frau — zur Vertragsehe. Dies ist das Stadium der modernen Kulturvölker.

6. Die Ursachen der totemistischen Exogamie. Die Form 1 der Exogamie erklärt sich leicht nach WUNDT. Bei der ältesten Einteilung der Clans gab es wohl gleiche Totemgruppen in den verschiedenen Clans und so entstand die unbeschränkte Exogamie nach dem Typus 1. Aus der Gleichheit der Totemgruppen in verschiedenen Clans ergibt sich, daß die Claneinteilung wohl älter ist als die Totemgruppierung. Als sich mit der Zeit Freundschaften gewisser Totemgruppen — analog den Staatenbündnissen — herausbildeten, mußte es zu 2, d. h. beschränkter Exogamie mit direkter Mutter- oder Vaterfolge kommen. Nun kam es aber zur Bildung neuer Totemgruppen-Freundschaften — analog dem Wechsel der Staatenbündnisse. — Dann ergab sich 3 beschränkte Exogamie mit indirekter Mutter- oder Vaterfolge — in der Erinnerung an früher bestandene Freundschaftsbeziehungen. Die verschiedenen Formen der Exogamie könnte man auch parentale (1 und 2) und traditionelle (3) Exogamie nennen.

7. Die Formen der Polygamie. Die ursprüngliche Ehe war eine Monogamie. Die Frau wurde mit Hilfe von Genossen des Mannes geraubt. Diese verlangten dann schließlich als Belohnung einen Anteil an der Frau — Polyandrie. Der Führer derartiger Raubzüge war oft der Häuptling. Im Zusammenhang damit entwickelte sich ein jus primae noctis für diesen. Der einzelne Genosse des Unternehmens hat auch eine Frau, muß diese daher schließlich auch allen anderen Mitwirkenden zur Verfügung stellen. So entwickelte sich dann eine Gruppenehe, d. h. Polyandrie mit Polygynie gemischt. Diese Form ist in Australien unter dem Namen Pirauru-System bekannt. Dabei ist die Hauptfrau des einen die Nebenfrau des anderen. Daraus ergibt sich dann wieder, wahrscheinlich infolge der Eifersucht der einzelnen Männer untereinander, eine reine Polygynie. In den Ländern des Islam treffen wir allenthalben Polygynie an, aber nur bei den Reichen. Die Armen halten sich aus materiellen Gründen stets nur eine Frau. So kommt es schließlich

zur Rückkehr zur Monogamie. Wir haben hier einen förmlichen Kreislauf in der Entwicklung der Eheformen vor uns. — Dafs die Kinder ursprünglich der Mutterfolge anheim fallen, ist begreiflich, weil sich die Mutter mit ihnen am meisten abgibt. Im Gegensatz dazu stehen die Männerbündnisse der Erwachsenen, die besonders in Malayo-Polynesien häufig sind. Die Vaterfolge ergibt sich allmählich aus dem Erstarken der Autorität des Mannes, dem infolge der vielen Kriege sich ausbildenden Häuptlingswesen, der Auflösung der totemistischen Stammesorganisation und der Entstehung des persönlichen Eigentums. Schliesslich wird dadurch die ganze Familie zum Besitz des Mannes. Ein Mittelding zwischen Mutter- und Vaterfolge finden wir in Australien: Das Kind gehört zum Totem der Mutter, aber zum Clan des Vaters, oder auch umgekehrt.

8. Die Entwicklungsformen des Totemglaubens. Dem Objekt nach gibt es Tiertotemismus, Pflanzentotemismus und totemistischen Fetischismus (leblose Totems). In bezug auf die soziale Einheit unterscheiden wir: Stammestotemismus, Individualtotemismus, Geschlechtstotemismus und Empfängnis- oder Geburtstotemismus. Das ursprünglichste ist der Stammestotemismus, und zwar mit dem Tiere als Totem, aber in Polynesien trat wegen Tiermangels sofort die Pflanze an die Stelle des Tieres. In Amerika gibt es nur mehr Individualtotemismus, darin bestehend, dafs dem Jüngling beim Mannbarkeitsfest vom Medizinmann ein Totem verliehen wird. Stammestotemismus findet sich in Amerika nicht mehr. In Australien sind die Totems der Tradition nach folgendermassen entstanden: Es gab zuerst menschenähnliche Wesen, Maramura genannt. Diese schufen die Tiertotems als Ahnen der jetzigen Menschen — Stammestotemismus. Die Naturobjekte, mit denen diese in Berührung kamen, sind geheiligt. Zumeist hält man irgendwelche auffällige Steine für solche. Die Australier nennen sie Churingas. Wir müssen in ihnen totemistische Fetische erblicken. Sie werden in Australien mit den Geburten der Frauen in Verbindung gebracht. Es heifst, dafs die schwangeren Frauen an einer Stelle, wo ein solches Objekt liegt, ihre Leibesfrucht empfangen haben. Darum suchen Frauen, welche Kindersegen wünschen, derartige Örtlichkeiten auf. Die Geburt wird nicht von der Kohabitation abgeleitet — Empfängnis- oder Geburtstotemismus. Doch besteht dieser Glaube nicht mehr allgemein, sondern hauptsächlich bei der jüngeren Generation, ähnlich wie bei uns das Märchen vom Storche. Die älteren Leute kennen zumeist bereits die natürlichen Vorgänge, die hier zugrunde liegen. Bei Eheschließungen in Australien ist die Frau häufig das Totemtier des Mannes. Im Zusammenhang mit den Formen der Exogamie bildete sich der Geschlechtstotemismus aus, indem die Frau ein anderes Totem hatte als der Mann. In Australien kommt es ferner vor, dafs dem Jüngling anlässlich seiner Mannbarkeitsfeier vom Priester noch ein Individualtotem verliehen wird. Es ist oft ein Tier, von dem der Betreffende geträumt hat. Da die Australier im Freien schlafen, ist es begreiflich, dafs sie häufig von Tieren, beispielsweise von Eulen oder Fledermäusen, die sie ja im Schlafe hören können, träumen. Alle Formen des Totemismus resultieren aus dem Stammestotemismus. Bei der Heiligenverehrung

in christlichen Ländern ist es ja ähnlich zugegangen. Zuerst gab es Heilige bestimmter Zünfte, die dann allmählich zu Schutzpatronen einzelner Individuen wurden, daher die Namenstage. Auch im Falle des Totemismus hat sich das Individuelle aus dem Generellen entwickelt. Das Totem des Stammes oder Individuums ist ein Tier oder eine Pflanze. Das Empfängnistotem ist zumeist ein lebloses Objekt wie das Churinga in Australien. Hiermit ist der Übergang zum Fetisch gegeben. Beim Individualtotemismus in Afrika und Amerika heißt es, daß das Totemtier ein Doppelgänger des dazugehörigen Menschen sei: Wenn es stirbt, müsse der Mensch auch sterben, — eine Art von Seele, — Übergang zum Animismus. Im Stammestotemismus ist uns bereits eine Vorstufe des Manismus, der Ahnenverehrung, gegeben. Die Corroborees, die Vegetationsfeste in Australien, stammen vom Pflanzentotemismus in Polynesien, wie sich aus dem dabei verwendeten Zeremoniell ergibt. Das letztere wurde auf das Tier übertragen. Das Fest besteht darin, daß das Totemtier, welches gejagt wird, angefleht wird, fruchtbar zu sein. Bei den entsprechenden Festlichkeiten in Polynesien wendet man sich in gleichem Sinne an die betreffenden Totem- resp. Nahrungspflanzen. Die feierlichen Prozessionen in den christlichen Ländern bei ausgesprochener Dürre im Sommer bieten ein Analogon hierzu.

9. Ursprung der Totemvorstellungen. a) Nach SPENCER soll der Tiername ursprünglich ein Spitzname eines Individuums gewesen sein und man glaubte, daß der Name derartig eine magische Kraft haben würde, die mit dem Tier in Zusammenhang gebracht wurde.

b) Nach ANDREW LANG hatte man einem Menschen ohne Grund einen Tiernamen gegeben und identifizierte ihn dann mit diesem Tiere. Ebenso wie man unter kulturell tiefstehenden Völkern das Abbild eines Menschen mit dessen Seele identifiziert. Gegen diese Theorie spricht der Umstand, daß in Nordamerika, dem Lande des Tiertotemismus, die Menschen zumeist Pflanzennamen haben.

c) HOWITT, SPENCER und GILLEN meinen mit bezug auf Australien, daß der ganze Totemismus aus den Vegetationsfesten entstanden sei. Es habe sich dabei ursprünglich um Gebete um Vermehrung der Nahrungspflanzen gehandelt, welche dann auch auf die Vermehrung der Jagdtiere übertragen wurde. Und der ganze Totemismus sollte aus dieser einen Quelle stammen.

d) FRASER leitet den ganzen Totemismus vom Empfängnistotemismus und diesen wieder vom Traume ab.

Die meisten dieser Anschauungen sind deshalb unhaltbar, weil sich sicher die einzelnen Arten des Totemismus aus dem Stammestotemismus entwickelt haben und nicht umgekehrt. Theorie 3 könnte höchstens für Australien Gültigkeit haben. Wiederum scheint hier WUNDT das Richtige zu treffen.

e) Nach WUNDT leitet sich der ganze Totemismus aus dem Seelenglauben ab; denn Seelen- und Totemtiere sind in Australien Habicht, Krähe und Eidechse, in Amerika Adler, Falke und Schlange. Diese Art der Seelenvorstellung ist wohl im Kampfe entstanden, wo die Menschen ein plötzliches Hinscheiden ihrer Genossen beobachten können. Daher war man wohl geneigt, die Seele in eines der erwähnten flüchtigen

Tiere zu verlegen. Im primitiven Zeitalter war man noch nicht dahin gelangt, da der Kampf keine so große Rolle spielte, wie bei den Totemisten. Die an das Tier gleichzeitig geknüpfte Nahrungsvorstellung brachte es dahin, das die Nährpflanze an Stelle des Tieres treten konnte, daher Pflanzenotemismus. Die Entwicklung der Totemvorstellungen wäre nach WUNDT ungefähr folgende: Seelentier — Jagdtier — Nahrungstier — Nährpflanze. So mündet der Totemismus auf dem Wege Tier — Pflanze schließlich in den Animismus.

10. Tabugesetze. Tabu ist ein polynesisches Wort und bedeutet Verbot. Tabu und Totem sind zusammenhängende Begriffe. Tabu war ursprünglich nur das Totemtier, weil es ein Seelentier war. Dann übertrug sich das Tabu auch auf den Besitzer des Totemtieres, ferner seine Speisen, sein Haus, konnte sich sogar auf eine Örtlichkeit erstrecken, die mit dem Herrscher irgendwie im Zusammenhang war. Die vom Tabu betroffenen Gegenstände und Lebewesen dürfen nicht berührt werden. Mit der Zeit erstreckte sich dieses eigentümliche Gesetz in Australien selbst auf die Eheordnung: Tabu war bei manchen Stämmen die Schwiegermutter, man durfte sie nicht heiraten und sollte jeder Begegnung mit ihr ausweichen. Diese Regel mag sich in der Weise eingestellt haben, daß der Mann, der ursprünglich bloß seine Mutter nicht heiraten durfte, später dann auch in diesem Sinne auf seine Schwiegermutter verzichten mußte. Es handelt sich hier wohl wahrscheinlich um die Ideenassoziation Mutter — Schwiegermutter. Das Objekt des Tabu war ursprünglich heilig. Dann galt es später als unrein. So sind beispielsweise die Speisengesetze der Juden zu deuten: Darum durfte man nicht das Blut des Tieres essen, da in dieser Flüssigkeit der Sitz der Seele gelegen sein sollte. In dem in Betracht kommenden Tiere selbst müssen wir ein Seelentier vermuten. Unter anderem dürfen bei den Juden auch deshalb Schlangen nicht verspeist werden, weil sie bei ihnen sicherlich, wie auch bei manchen anderen Völkern, ursprünglich Seelentiere waren. Wenn man ein Tabugesetz verletzt hat, so muß man sich von dieser Schuld reinigen. Dies geschieht durch Wasser, Feuer oder Übertragung der Sünde auf ein anderes Lebewesen (der Sündenbock der Juden). Von RICHARD ANDRÉE¹ erfahren wir mehrere hierher gehörige Fälle: Bei den Katschinzen Südsibiriens vertritt ein weißes Pferd die Stelle des Sündenbocks bei den Juden, bei den Miaotse in China wird ein Drachen in gleichem Sinne verwendet. Ferner gehören nach ANDRÉE „die Schnepfe in Böhmen, das Hühnchen am Niger, der Mistkäfer in England und der Kreuzschnabel im Vogtland“ hierher. Die dem Verfahren zugrunde liegende Vorstellung ist die, daß sowohl Krankheiten als auch Sünden auf ein Tier übertragen werden können. Wenn nun das Tier davongejagt wird, nimmt es die betreffenden Krankheiten resp. Sünden mit und befreit die Menschen so davon. Die reinigende Kraft des Wassers, die sich ursprünglich bloß auf den Körper erstreckt, wird dabei auf die Seele des Sünders übertragen. Allmählich kam es dahin, daß man sich durch diese Prozedur nicht nur

¹ RICHARD ANDRÉE, *Ethnographische Parallelen und Vergleiche*. Stuttgart 1878. S. 29 ff.

von einer begangenen Verfehlung freimachen, sondern auch für alle Zukunft von Sünden reinigen konnte: So die Taufe der Christen u. dgl. Das Feuer spielt in der gleichen Weise bei den Jünglingsweihen mancher totemistischer Völker eine Rolle; man muß sich ihm nähern oder sogar darüber springen, wie beispielsweise beim Johannisfeuer in deutschen Ländern.

11. Der Seelenglaube im totemistischen Zeitalter. Die Quelle aller Religion ist nicht, wie man früher annahm, der Animismus, der sich die Allbeseelung der Natur vorstellt; vielmehr liegt sie wohl im Seelenglauben. Der Primitive flieht die Leiche eines eben verstorbenen Genossen, weil er meint, daß die darin gebliebene Körperseele ihm gefährlich werden könnte. Der Totemist hat sich von dieser Angst bereits freigemacht, da das Sterben in den häufigen Kämpfen dieses Zeitalters ein zu gewöhnliches Ereignis darstellt. Er glaubt zwar noch an eine Körperseele, aber auch an eine Psyche, Hauch- oder Schattenseele; denn den plötzlichen Tod eines Nebenmenschen kann er sich nur durch das Entweichen seiner Psyche mit dem letzten Atemzuge vorstellen — also Hauchseele. In dieser Epoche bestehen Körperseele und Psyche nebeneinander, im weiteren Verlauf der Entwicklung erhält sich nur die „Psyche“. Als Seelensitze der Körperseele gelten das Herz, das Zwerchfell, der Hoden, der Penis, die Nieren, verschiedene Sekrete des Körpers, außerdem Haare und Nägel, deren Wachstum man sich nur mittelst einer von der Seele ausgehenden Kraft erklären konnte. Hoden, Penis und Nieren kamen wegen ihrer Beziehungen zur Fortpflanzung, die merkwürdigerweise auch den Nieren zugedacht wurde, zu ihrer Stellung in dem Glauben der Totemisten. So erklärt sich auch, wie der Phallus zu seiner Rolle in den auf Vermehrung der Tiere und Pflanzen abzielenden Vegetationsfesten kam. Die Seele verlegte man auch in das Blut, da man des öfteren Gelegenheit hatte, zu beobachten, daß jemand an Verblutung zugrunde ging. Die bei vielen Völkern übliche Blutsbruderschaft erklärt sich in dieser Weise. Da man seine Seele (die Psyche) aushauchen kann, so ist es möglich, daß sie von einem zufällig in der Nähe befindlichen, flüchtigen Tier aufgenommen wird. Darum sind Schlangen, Vögel, Fische u. dgl. Seelentiere. Auch die Würmer, die den faulenden Leichnam verlassen, wurden vielfach derartig gedeutet. Eine der vielen Ursachen der Anthropophagie mag auch in der Annahme liegen, daß die Seele des Verstorbenen in den ihn verzehrenden Überlebenden übergehen könne. In Nordamerika gilt bei vielen Stämmen eine in Holz geschnitzte Kombination einer Schlange, eines Fisches und eines Schiffes als Seelensitz. Auf den gleichen Annahmen wie die Anthropophagie beruht wohl auch die Sitte des Skalpierens und der Aufbewahrung von Köpfen erschlagener Feinde bei vielen Völkern.

Die Bestattungsformen hängen sicherlich mit der jeweiligen Art des Seelenglaubens zusammen. Da der Primitive an eine im Leichnam hausende Körperseele glaubt, läßt er ihn am Ort des eingetretenen Todes liegen und flieht. Erst der Totemist entschließt sich zu einer wirklichen Bestattung des Toten. Er legt ihn z. B. auf eine Plattform oder auf einen Baum, damit die Psyche leichter entweichen könne. Häufig

werden dabei Sekrete des Leichnams getrunken, damit man so die darin enthaltene Körperseele des Dahingegangenen in sich aufnehme. Durch das Begraben soll die Körperseele gefesselt werden, weshalb man auch häufig den Leichnam mit Schnüren umwand. Als Erinnerung an diese Methode blieb die Hockerstellung zurück. HOERNES¹ deutet die Hockerstellung auch in diesem Sinne. Von anderer Seite wird der Vorgang als Nachahmung der Stellung des Fötus im Mutterleibe oder auch als eine raumsparende Maßregel gedeutet. Ich glaube jedoch, daß kaum eine einzige Erklärung für alle Fälle zulässig ist, sondern daß die Erscheinung bei jedem einzelnen Volke im Zusammenhang mit dessen ganzen Seelenleben verstanden werden muß. Damit der Körper als Wohnsitz der Körperseele erhalten bleibe, kam es bei vielen Völkern zur Einbalsamierung (s. die Mumien der alten Ägypter und Peruaner). Häufig bohrte man in das Grab ein Loch, damit die Psyche den Toten leichter verlassen könne. Bei manchen Indianerstämmen gräbt man den Leichnam nach erfolgter Fäulnis wieder aus, um einzelne seiner Teile bei sich aufzubewahren und so im Besitz der Körperseele zu bleiben oder man läßt den Leichnam im Freien verfaulen, damit bei dieser Gelegenheit die Psyche entweichen könne und begräbt erst nachher das Skelett, um so die Körperseele unschädlich zu machen. Die Feuerbestattung kennt man im totemistischen Zeitalter noch nicht, weil man ja an eine Körperseele glaubt und sie nicht auf diese Art vernichten will. Die Verbrennung kam zuerst dadurch auf, daß man die Leiche für Tabu hielt und man an ihr eine Lustration vornehmen wollte, die sich dann später auf alle dem Toten gehörigen Dinge und Lebewesen übertrug; daher beispielsweise die Witwenverbrennung in Indien. Die Vorstellung, daß die Seele im Rauch zum Himmel steige, leitet zum Christentum über. Die Asche, d. h. das bloß Körperliche, bleibt zurück. Die Verbrennung findet sich besonders bei den Indogermanen und in Babylon bei den Sumeriern, nicht bei den Babyloniern.

12. Ursprung des Fetisch. Eine Theorie besagt, daß der Fetisch durch Degeneration des Gottesbegriffes entstanden sei. Nach WUNDT verhält es sich gerade umgekehrt: Aus dem Fetisch konnte sich allmählich ein Gott entwickeln, dann konnte freilich aus dem Gott in einzelnen Fällen durch Degeneration ein Fetisch entstehen. Das Wort Fetisch leitet sich von dem lateinischen „facticus“ ab (facticus, deutsch künstlich). Wir haben bereits in Australien ein solches Objekt namens Churinga kennen gelernt, das sich aus dem Totemismus nach und nach entwickelt hat. In Afrika sowie in Australien handelt es sich bei diesen Dingen immer um auffallende Gegenstände. In Australien sind es aber Naturprodukte, während wir in Afrika in gleicher Verwendung Kunstprodukte antreffen. Aber auch in Afrika war es ursprünglich ein natürlicher Gegenstand, ein Stein von besonderer Form oder dgl., der zufällig an dem Orte eines aufregenden Geschehnisses lag und so mit dem Ereignis in ursächlichen Zusammenhang gebracht wurde. Besonders die Symmetrie war es, die den Menschen

¹ Dr. MORITZ HOERNES, Natur- und Urgeschichte des Menschen. Wien und Leipzig 1909. 2 Bde. II. Bd. S. 424.

veranlafste, einem derartigen Ding Zauberkraft beizulegen. — Affektzauber. Wenn sich irgendwo kein Naturding fand, das sich für solche Zwecke eignete, so wurde künstlich ein Objekt hergestellt, das auffallend, d. h. symmetrisch konstruiert war. Das ist nun ein Fetisch im landläufigen Sinne des Wortes. Er wird als Zaubermittel verehrt und angebetet. Mitunter gilt er für ein ganzes Dorf und wird dann vom Priester aufbewahrt. In anderen Fällen gehört er nur einer einzelnen Person, die ihn dann selbst behütet.

Seitensprossen des Fetischglaubens sind das Amulett (vom arabischen Wort *hamalet* — hängen) und der Talisman (vom griechischen *telesma* — Vollendung). Schon aus der Etymologie ergibt sich, dafs das Amulett passiv, der Talisman aktiv wirkt. Das Amulett wird sichtbar getragen, der Talisman unsichtbar. Als Amulett werden zumeist Objekte, die mit dem Seelenglauben in Verbindung stehen, verwendet, beispielsweise Tierklauen und Tierhaare, in Australien besonders menschliche Nieren, in manchen Gegenden auch Phalusse. Beispiele für einen Talisman sind die Tarnkappe und die in Afrika verwendeten Zauberschwerter. Der Fetischismus kommt nahezu bei allen Religionsformen vor, kann aber nicht als selbständige Glaubensart angesehen werden.

13. Tierahne und menschlicher Ahne. Bei den Nordwest-Amerikanern ist dieser Übergang von der einen zur anderen Form auf den bekannten Ahnensäulen deutlich wahrnehmbar. Auch bei der für Australien bereits erwähnten Art der Entstehung der Tiertotems wird uns der Zusammenhang zwischen Mensch und Tier auf diesem Gebiete klar (Muramura). Der entscheidende Schritt vom Tier- zum menschlichen Ahnen vollzieht sich jedoch erst bei Aufhören der totemistischen Stammesorganisation, beim Übergang zur Häuptlingsschaft. Zuerst wird der gegenwärtige Häuptling als göttliches Wesen verehrt, dann dessen unmittelbarer Vorgänger und schliesslich dessen ganze Ahnenreihe. Dem Medizinmann und Priester ergeht es ebenso. Schliesslich geniessen sämtliche Ahnen des ganzen Volkes eine göttliche Verehrung. So geschieht es in Ostasien, bei Japanern und Chinesen. Während der Totemismus vom Generellen zum Individuellen fortschreitet, macht der Manismus bei seinem Werdegang den umgekehrten Weg durch.

14. Die totemistischen Kulte. Bei den Primitiven gibt es noch keine ausgesprochenen Kulte, sondern nur Andeutungen davon. So kommt bei den Weddas ein Jagdzauber vor, der darin besteht, dafs sie einen Bogen umtanzen. Bei den Totemisten unterscheiden wir:

1. Auf den Menschen bezogene Kulte,
2. Auf die umgebende Natur bezogene Kulte.

Ad 1. Es gibt nahezu keine Zeremonien, die sich auf die Geburt beziehen. Allerdings ist es bei den Polynesiern üblich, ein Kind dann am Leben zu lassen, wenn es bereits mehrere Tage überlebt hat, hingegen kann man es töten, wenn man dies sofort nach der Geburt tut. Bei den alten Römern und Griechen durfte der Vater das Kind nicht mehr um-

bringen, wenn er es zu sich emporgehoben hatte. In diesen Gebräuchen kann man ja eine Urform des Kultus erblicken.

Hingegen treffen wir ziemlich zahlreiche, dem Tode gewidmete, religiöse Vorschriften an. Sehr verbreitet ist das Auftreten von Klageweibern, sofort nach dem Hinscheiden eines Menschen. Diese umgeben den Leichnam und jammern in vorgeschriebener Weise um den Dahingeschiedenen. Vielfach gibt man dem Toten Gebrauchsgegenstände ins Grab mit — Totenopfer. Er sollte sie im Jenseits benützen und so nichts entbehren, was er auf Erden besessen hatte. Allmählich waren diese Objekte dazu bestimmt, die Seele des Toten zu versöhnen, damit sie den Überlebenden nichts anhaben könne. Mehr und mehr nahmen sie dann den Charakter von Geschenken an die Götter an, die ja nach der landläufigen Auffassung den Betraueren in ihrem Zorne getötet hatten. So wollte man die höheren Mächte für die Überlebenden günstig stimmen.

Hierher gehören auch die bei vielen Völkern vorkommenden Männerweihen. Es sind Festlichkeiten, bei denen der Übertritt des Jünglings in das mannbare Alter gefeiert wird. Sie sind zumeist mit asketischen Vorschriften für die Beteiligten verbunden. Ferner werden ihnen Schmerzen angetan, um ihre Standhaftigkeit zu erproben. Aber das Ausschlagen der Vorderzähne der Männer in Australien ist nach WUNDT nicht in diesem Sinne zu deuten: Dort wird nämlich an den Mädchen zu Beginn des geschlechtsreifen Alters dieselbe Operation vorgenommen. Sie ist sicherlich mit dem Seelenglauben verquickt, wonach auf diese Weise beim Kusse eines Mannes und einer Frau die Hauchseelen ineinander überströmen. In manchen Ländern gibt es auch für Mädchen analoge Feste, wie die Männerweihen, die aber zumeist mit weniger Grausamkeit verknüpft sind.

Ad 2. Die Intichiumafeste in Australien sind Vegetationsfeste, die von Melanesien aus nach Australien hinübergekommen sind. Sie beziehen sich ursprünglich blofs auf die Vermehrung der Pflanzen; denn zumeist läfst die Fortpflanzung der Tiere nichts zu wünschen übrig. Bei diesen Feierlichkeiten werden Pflanzensamen in die Luft gestreut, um so durch magische Wirkung den Pflanzenwuchs zu fördern. Wie auf vielen anderen Gebieten, mag sich auch hier die Zweckhandlung des Säens aus dieser magischen Handlung entwickelt haben und so dürfte auf diese Weise allmählich der Ackerbau entstanden sein. Hat man es bei diesem Feste auf die Vermehrung der Eidechsen abgesehen, so wird ein solches Tier aus Ton geformt und umtanzt. Dies findet hauptsächlich im südlichen Australien statt. Andererseits hat auch der Hackbau sicherlich Veranlassung zum Kult gegeben, indem bei dieser Art der Pflege des Bodens grofse Menschenmengen zusammenkommen, die dann leicht geneigt sind, sich kultlich zu betätigen. Dieses Moment entfällt bei dem eigentlichen Ackerbau, wo nur zumeist ein Einzelner auf dem Felde arbeitet.

In Amerika wird die menschliche Zeugung im Glauben vielfach mit dem Gedeihen von Tieren und Pflanzen im Zusammenhang gebracht. Daher kommt es bei Vegetationsfesten geradezu zu sexuellen Orgien, wie dies besonders bei den Pueblo-Indianern der Fall ist. Weil man Regen will, wird der Priester mit Wasser übergossen. In gleicher

Weise werden aus demselben Grunde noch heutigentags die vom Felde heimkehrenden Knechte in Ostpreußen und Litauen von den Mägden behandelt. Bei den Vegetationsfesten der Amerikaner werden häufig Tiermasken benutzt — ein Überrest eines früher bestandenen Totemismus. Die Hopi und Zuni benutzen bei ihren Vegetationsfesten Masken, welche Wolken darstellen, weil man glaubt, daß hinter diesen die Dämonen sitzen und das Wetter beeinflussen. Diese Vegetationsfeste verbinden sich oft gleichzeitig mit Männerweihen, Krankenheilungen u. dgl. — also eine Kombination aller Kulte. Die dabei in Anwendung gebrachten Schwitzhäuser sind wohl als Mittel zur Lustration aufzufassen, indem dem Schweiß in den Augen der Indianer dieselbe Wirkung zukommen mag wie dem Wasser. Die Hopi legen bei ihren Festlichkeiten Früchte auf den Altar. Ursprünglich wird dieser Vorgang bloß als Zauberhandlung gedeutet, schließlichs aber erweist er sich als Geschenk an die Götter — also ein wirkliches Opfer. Mit den Opfern Hand in Hand geht die Entwicklung der geheimen Kultgenossenschaften, wie wir sie in Nordwest-Amerika antreffen. Diese Gesellschaften haben ihr eigenes Kostüm und eigene geheime Satzungen. Frauen sind ausgeschlossen. Sie erfreuen sich dem Volksglauben zufolge hoher Protektion bei den Göttern. Sie bestanden ursprünglich bloß aus den Priestern, seinen Gehilfen und Schülern, erweiterten sich aber immer mehr und mehr. Sie benutzen in Anlehnung an den Totemismus vergangener Tage Tiermasken. In Europa finden wir Analoga in den christlichen Orden, den Rosenkreuzern und Freimaurern. Bei den Zuni gibt es eine Klapperschlangengesellschaft. Diese trägt bei ihren Feierlichkeiten Klapperschlangen herum. Die einzelnen Beteiligten nehmen den Kopf der Tiere in den Mund und kitzeln ihre Schwanzspitze, um das Tier auf diese Weise abzulenken, damit es nicht daran denke, den Menschen zu beißen. Es wird auch berichtet, daß Schlangenbisse selten vorkommen. Wenn sie sich aber dennoch ereignen, wird die betreffende Wunde von einem der Mitwirkenden sofort ausgesaugt und so ein Todesfall vermieden.

15. Die Kunst des totemistischen Zeitalters. Die Kunst äußert sich vor allem im Körperschmuck, Bemalen und Tätowieren des Körpers. Als Überrest eines früher allgemein üblichen Gebrauchs finden wir in Europa Tätowierungen nur mehr bei Verbrechern und Prostituierten. Die dabei angewendete Ornamentik steht zuerst im Zeichen des Tieres oder anderer Naturobjekte, welche allmählich stylisiert wurden, woraus dann schließlichs das geometrische Ornament hervorgeht. So sollen die Spiralen in der Zierkunst der Maoris auf Neuseeland ursprünglich die Sonne bedeuten haben. In dem besprochenen Zeitalter entsteht die Keramik, zum Teil aus der Nachahmung der Naturobjekte, zum Teil aus der Flechterei. Dabei treten wieder hauptsächlich Tiere als Ornamente auf. In Amerika finden sich da besonders Fische, Alligatoren und Vögel. Wahrscheinlich ursprünglich eine Nachahmung eines menschlichen Kopfes darstellend, finden wir auch da und dort Gesichturnen. Eigentliche Skulptur gibt es noch nicht, hingegen wohl eine, wenn auch tiefstehende Architektur. Wir treffen da den Typus der Kegel- und Rund- oder

Bienenkorbbütte an. Der letzteren diente wohl die Höhle als natürliches Vorbild. Hierher gehören auch die Schneehütten der Eskimos. Aber es gibt auch Pfahlbauten, besonders bei den Malayen und Polynesiern, wo sie auch als Männerhäuser dienen. Eine höhere Architektur kann sich erst bei reicherer, sozialer Gliederung entwickeln, bleibt also dem nächsten Zeitalter vorbehalten.

Die musischen, im Gegensatz zu den früher erwähnten bildenden Künsten. Die ersteren sind vor allem subjektiv, während die letzteren hauptsächlich objektiv wirken. Da haben wir vor allem den Tanz. Er zeigt sich uns in einer reichen Entfaltung, zumeist unter Anwendung von Masken, besonders Tiermasken. Als Kulttanz begegnet er in zwei Formen: Als wilder, orgiastischer oder als langsamer, zeremonieller Tanz. Bei den ruhigen Tänzen wirken Männer allein. Bei den orgiastischen Frauen allein oder Frauen und Männer. Häufig finden auch Dämonenmasken Verwendung, die entweder den Ausdruck des Weinens oder Laches zeigen, was für unser Auge jedoch kaum zu unterscheiden ist. Mit dem Tanz Hand in Hand geht die Entwicklung der Musik bzw. der Instrumente. Wir haben da vor allem Schlaginstrumente, die wohl von taktschlagenden Stäben stammen mögen. So die Trommel, deren größtes Verbreitungsgebiet Afrika ist. Von Blasinstrumenten tritt uns vor allem die Flöte entgegen, deren Erfindung wohl zuerst in Amerika gemacht worden ist. Die Musikstücke bewegen sich meist bloß innerhalb einer Sext oder höchstens einer Oktave. Sie sind alle durch endlose Wiederholung der gleichen Töne gekennzeichnet. Bei den Gesängen haben wir zu unterscheiden: 1. Arbeitsgesänge, die die Arbeit begleiten und sich im Anschluß an diese durch Wiederholungen derselben Worte auszeichnen. 2. Kultgesänge, in denen die Götter um Hilfe beschworen werden, die behufs Steigerung der Wirkung sich auch auf Wiederholung derselben Worte verlegen müssen. Die Dichtkunst. Da treffen wir vor allem Erzählungen, in denen Tiere handelnd auftreten. Sie sind in Prosa gehalten und unter dem Namen Tiermärchen bekannt. Mitunter handelt es sich dabei um die Deutung tierischer Eigenschaften. — Explikative Märchen. So wird in einer, besonders in Afrika weit verbreiteten Erzählung die gespaltene Oberlippe des Hasen dahin erklärt, daß der arme Vierfüßler dereinst von dem Mondmenschen einen Schlag erhielt, dessen Folgen sich auf diese Weise geltend machten. Mitunter sind die Tiere in Verbindung mit Menschen gebracht. Alle diese Erzählungen zeichnen sich durch eine Ziellosigkeit und auffallende Kürze aus. Die Tiere erscheinen dabei als Wohltäter der Menschen. Ursprünglich wurde an Vorkommnisse in diesen Märchen geglaubt. Häufig erlebt der Mensch mit den Tieren allerlei Abenteuer. Nicht selten findet sich die Verwandlung eines Menschen in ein Tier, die aber bloß als Unglück, nicht wie späterhin als Strafe betrachtet wird. Als Mensch figuriert in diesen Zaubermärchen beinahe immer ein Knabe. In Amerika kursiert unter Indianern eine Geschichte, welche die Schicksale eines in eine Büffelherde geratenen Kindes darstellt. Sie wird häufig dann vorgebracht, wenn man Jagdglück haben will, also als Jagdzauber. Die Tierverwandlungen, die in diesen Geschichten vorkommen, mögen mit zum Glauben an eine

Seelenwanderung beigetragen haben. Eine eigene Form der Erzählungen sind die Himmelsmärchen. Sie behandeln:

1. Die Herabkunft der Menschen vom Himmel,
2. Den Aufstieg der Menschen zum Himmel,
3. Die Verschlingung von Menschen durch Tiere oder Ungeheuer.

In Melanesien und Amerika wird erzählt, daß Menschen auf Pfeileitern zum Himmel steigen (Länder der Bogenkultur). Häufig werden die Gestirne als solche emporgestiegene Menschen gedeutet. In Australien und Ozeanien hingegen heißt es, daß die Menschen auf Bäumen vom Himmel auf die Erde herabgestiegen seien. Zu den Verschlingungsmärchen müssen wir Erzählungen rechnen, in denen es wie in Amerika heißt, daß Menschen von Haifischen, in Afrika von Krokodilen verschlungen werden. (Vergleiche auch die Jonassage.) Erst später wurden diese irdischen Vorgänge auf den Himmel übertragen und man wollte hier eine Symbolisierung des Sonnenunterganges erblicken. Die Sage vom Moses und dessen Aussetzung auf dem Nil in einem Korbe und ähnliche Erzählungen anderer Völker sollen nach WUNDT das Verschwinden der Sonne und der Wolken bedeuten. Die Sonne kommt ja ebenso wie das ausgesetzte Kind wieder zum Vorschein. Von Dr. ALICE SPERBER¹ erfahren wir, daß FREUD und seine Schüler in der Aussetzung des Kindes auf dem Wasser einen Geburtstraum erblicken wollen, indem das Wasser das Fruchtwasser und das betreffende Kästchen oder der Korb den Uterus darstellen soll. Die ganze Sage von dem ausgesetzten Kinde hoher Geburt deuten diese Autoren als einen sich bei allen Menschen häufig wiederholenden Traum, der einem ebenso verbreiteten Wunsche entspricht, von höherer Abstammung zu sein, als man es tatsächlich ist. Mir scheint in diesem Falle die von WUNDTs Ansicht abweichende Anschauung die natürlichere und daher auch richtigere zu sein. — Das Glücks- oder Abenteuermärchen: Ein Knabe oder Mädchen besteht allerlei Abenteuer, die aber nicht aus selbständigen Willenshandlungen resultieren, sondern ihm durch einen Zauber auferlegt werden. Schließlich führt alles zu einem gedeihlichen Ende. Allmählich entwickelt sich aus diesem Typus der Held des Helden- und Götterzeitalters, der bereits ein Erwachsener ist und in seinen Erlebnissen seinen eigenen Willen walten läßt. Schließlich gelangen wir so zu ganz genau umschriebenen Persönlichkeiten. Beispiele hierfür sind der starke Herkules, der tapfere Achilles, der schlaue Odysseus und andere Helden. In Summa: Der Märchenheld des totemistischen Zeitalters ist ein Knabe. Der Held der Sage und des Epos im Helden- und Götterzeitalter ist ein Mann.

Drittes Kapitel: Das Zeitalter der Helden und Götter.

1. Allgemeiner Charakter des Helden- und Götterzeitalters. Diese Periode ist durch das Auftreten des Heldenideals, die sich hieraus entwickelnde Göttergestalt und durch das Aufblühen der Kunst

¹ Dr. ALICE SPERBER; Besprechung von OTTO RANK, Der Mythos von der Geburt des Helden, *ZoVolk* 1912 (6).

gekennzeichnet. In diese Zeit fällt auch die Staatenbildung. Da der Held und die mit ihm verknüpfte Ausbildung der Persönlichkeit das Wesentlichste aller Erscheinungen ist, so sprechen wir nach WUNDT kurzweg von einem Heldenzeitalter.

2. Die äufsere Kultur des Heldenzeitalters. Während im totemistischen Zeitalter Wanderungen von Stämmen vorkamen, handelt es sich jetzt, wo wir es mit Staaten zu tun haben, um Wanderungen von Völkern. Die bereits erwähnten Wanderungen der Malaien sind solche Stammeswanderungen. Sie zeichnen sich dadurch aus, dafs die Einwanderer mit den das betreffende Gebiet innehabenden Ureinwohnern zu einem Ganzen verschmelzen. Das wandernde Volk hingegen bewahrt seine Eigenart, so geschah es mit den Babyloniern, als sie in das von Sumeriern besetzte Mesopotamien eindrangten. Es gibt eine Fülle derartiger Beispiele aus der Geschichte, wir wollen es aber hier an dem einen genug sein lassen. Charakteristisch für diese Periode ist auch das Entstehen von Ackerbau und Viehzucht, das Auftreten des an den Pflug gespannten Ochsen. Nach WUNDT ist der Pflug aus dem Wagen hervorgegangen. Dieser wieder ist auf das Rad zurückzuführen. Die von der Völkerkunde vertretene Ansicht, dafs der Pflug blofs eine Weiterentwicklung des Grabstockes darstellt, ist wohl die richtigere; denn primitive Pflüge lassen häufig noch deutlich genug ihre Abstammung erkennen, wie wir uns an manchen Museumsobjekten überzeugen können. Auch HEINRICH SCHURTZ¹ behauptet, dafs der Pflug aus dem Grabstock hervorgegangen sei, da bei den primitivsten Formen desselben der wesentlichste Bestandteil ein zugeschräftes Stück Holz ist. Nach E. HAHN² jedoch ist der Pflug aus der beim Hackbau verwendeten Hacke entstanden. Es mag sein, dafs eine Form des Pfluges auf den Grabstock, eine andere auf die Hacke zurückzuführen ist, aber für WUNDT'S Behauptung, dafs der Pflug dem Wagen entstamme, vermag die Ethnologie wohl keine Belege anzuführen. Das Vorbild des Rades mag zum Teil die Spinnwirtel, zum Teil jene Scheibe abgegeben haben, welche bei vielen Völkern zur Feier der Sonnenwende erzeugt wurde und die Sonne darstellen sollte. Die Scheibe wurde ins Rollen gebracht und hatte so die Aufgabe, die Bewegung des Himmelsgestirns zu veranschaulichen. In einer in ihrer Mitte befindlichen Nut wurde häufig eine Holzstange gedreht und so durch die dabei entstehende Reibung ein Feuer entfacht. Es sollte das Symbol der Leuchtkraft der Sonne sein. Die sich bewegende Scheibe soll in dem Menschen den Gedanken erweckt haben, sie zur Beförderung von Lasten, also als Rad zu gebrauchen. Der Wagen war ursprünglich einräderig, — eine Art Schiebekarren. Später zwei-, schliesslich vierräderig. In diesem Zustande begegnet uns das Vehikel bereits in der jüngeren Steinzeit. Damit ist es aber noch nicht abgetan; zur Pflugkultur bedarf es noch des Ochsen als Zugtieres; denn der Stier ist viel zu wild, um sich einspannen zu

¹ HEINRICH SCHURTZ, Urgeschichte der Kultur. Leipzig u. Wien 1900, S. 365.

² E. HAHN, Die Entstehung der Pflugkultur. Heidelberg 1909, S. 152.

lassen. Nach der gangbaren Theorie sollen sich alle in Betracht kommenden Tiere aus Jagdtieren durch allmähliche Zähmung zu Haustieren entwickelt haben. WUNDT bekämpft nun die Anschauung, daß ein Mensch auf die Idee gekommen sein soll, den Stier dadurch in ein Zugtier zu verwandeln, daß er ihn entmannte. Mit Recht meint der Verfasser, daß dazu eine allzu große Einsicht in das Wesen des Tieres erforderlich gewesen wäre, um ein so planmäßiges Vorgehen zu rechtfertigen. Wir können uns ja den Menschen dieser Entwicklungsperiode unmöglich geistig so hochstehend vorstellen. WUNDT erklärt die ganze Frage aus dem Kult. Bei den Vegetationsfesten entmannen sich häufig die Priester, indem sie ihre Hoden als einen Seelensitz den Göttern opfern. Da war es doch sehr begreiflich, daß an Stelle des Menschen- das Tieropfer trat und so auch der Stier herhalten mußte. Nun bemerkte man, daß der Vierfüßler nach der Operation zahmer geworden war und verwendete ihn zum Ziehen des Götterwagens, was früher die Priester besorgt hatten. Nun war es ja nur mehr ein Schritt, den Ochsen auch vor den Pflug zu spannen. E. HAHN¹ stellt sich den Werdegang der Benützung des Ochsen als eines Zugtieres so vor, daß dieses entmannte Tier als ein heiliges — analog dem Priester-Eunuchen — neben dem Götterwagen einherging. Der Vierfüßler war an das Vehikel gefesselt. Wie leicht ist da ein Übergang zum Ziehen des Wagens denkbar! Erwähnenswert ist es aber, daß die Milchwirtschaft nicht überall mit der Rinderzucht Hand in Hand geht. So besitzen in Ostasien die Japaner und Chinesen bereits seit urdenklichen Zeiten einen hochstehenden Ackerbau mit dazu gehöriger Rinderzucht. Aber der Genuß der Milch ist diesen Völkern völlig fremd. Wenn man die Milch trinken will, so liegt es nahe, die Kuh dahin zu bringen, nicht nur während des Kalbens Milch zu geben, sondern sich auch sonst in diesem Sinne verwenden zu lassen. Die Veranlassung hiezu bot sicherlich, wie WUNDT meint, wiederum der Kult. So war es bei den Indern üblich, den Göttern Milch- und Butteropfer darzubringen. Daher mußte man diese Dinge stets zur Verfügung haben. Erst später wurde die Milch regelmäßig von den Menschen genossen. Nach E. HAHN² war in Ägypten, Babylonien und überhaupt im vorderen Orient, das Rind resp. die Kuh der Mondgottheit geweiht, also heilig, — wegen der Ähnlichkeit der Hörner mit der Mondsichel. Der König wurde aber als Sohn der Mondgottheit verehrt. Daher wurde ihm von seiner Mutter auf die Art Kraft zugeführt, daß er die Milch der sie repräsentierenden Kuh trank. Von da aus ging allmählich der Milchgenuß auf die Gesamtheit des Volkes über. HAHN leitet also die Milchwirtschaft wohl auch aus dem Kult ab, aber nicht aus dem Opfer, sondern aus der Anbetung der Mondgöttin und der damit zusammenhängenden Gebräuche. Möglicherweise bestehen beide Erklärungen zurecht, und zwar jede für ein besonderes Gebiet, die von WUNDT für Indien und Ostasien und die von HAHN für den vorderen Orient, für Europa und Afrika. Wie es sich aus historischen Dokumenten des alten Orients ergibt, war der Ochse das erste Zug- und Reittier, an dessen Stelle dann später das Pferd trat. — Im Heldenzeitalter

¹ E. HAHN, l. c. S. 105 ff.

² E. HAHN, l. c. S. 136.

mussten sich die Waffen vervollkommen, denn der Krieg spielte jetzt eine gröfsere Rolle, besonders kam es oft zu Einzelkämpfen der Heerführer. Man schritt an die Herstellung von Schwertern, Äxten und Schildern. — Durch die Entwicklung des Privateigentumes unterschied man besitzende und besitzlose Klassen. — Handel und Kolonisation traten nun zum ersten Male in Erscheinung. Der Handel besteht in der Verbreitung der materiellen Güter. Die Kolonisation ist eine Einwanderung in fremde Gebiete, bei der aber im Gegensatz zu früheren Völkerverschiebungen der Zusammenhang mit dem Mutterland niemals aufgegeben wird. Eines der Völker, welches zuerst auf diesem Gebiete tätig war, waren die alten Griechen, deren Kolonien sich ja auf viele Gebiete des mittelländischen Meeres erstreckten.

3. Die Entwicklung der politischen Gesellschaft. Die Teilung der Menschengruppen in 2, 4 und 8 Teile, wie sie dem totemistischen Zeitalter entspricht, hört jetzt auf. Häufiger jedoch findet sich eine Einteilung nach dem Zwölfersystem, wie sie sich zuerst im alten Babylon vorfindet. Sie hängt mit der Pflege der Astronomie, der die Priester dort eifrig oblagen, zusammen und bezieht sich auf die Zwölfzahl der Planeten. Sie kennzeichnet den Priesterstaat. Das dekadische System, d. h. die Einteilung in Gruppen von 10, 100 und 1000, resultiert aus der Zehnzahl der Finger. Wir finden sie bereits bei den Inkas im alten Peru, im athenischen und römischen Staate des Altertumes. Diese Einteilung entspricht jedenfalls viel mehr praktischen Bedürfnissen, als die frühere und charakterisiert den weltlichen Staat. Beide Systeme bilden ursprünglich eine politische und eine militärische Organisation.

4. Die Familie innerhalb der politischen Gesellschaft. Hand in Hand mit der Entwicklung des Eigentumes geht die Fortentwicklung der Einzelfamilie zur Großfamilie. Ihr Eigentümer resp. unumschränkter Herr ist in den allermeisten Fällen der Großvater, niemals der Urgroßvater, der ja übrigens aus natürlichen Gründen kaum in Betracht kommt. Aus der Stellung des Mannes ergibt sich die Unmöglichkeit der Polyandrie. Häufig jedoch ist die Polygamie, wobei es eine Hauptfrau und Nebenfrauen gibt, die letzteren sind oft aus den Sklavinnen hervorgegangen.

5. Ständescheidung. Kasten bilden sich dort, wo die Urbevölkerung sich rassenhaft so sehr von den Einwanderern unterscheidet, daß eine Mischung unmöglich ist. So geschah es in Indien, wo sich ja das ausgeprägteste Kastensystem vorfindet. Wo der Besitz den Hauptunterschied macht, kommt es zur Bildung einer besitzenden Klasse, des Adels, und einer besitzlosen, des Volkes. So war es beispielsweise im alten Griechenland und Rom. Der Besitz ist aber niemals aus herrenlosem Gut entstanden, sondern dadurch, daß die Urbevölkerung enteignet wurde. Der Adel nahm in Krieg und Frieden eine leitende Stellung ein. Aus seiner Mitte erstand ein Führer. Später verlegte er sich blofs auf die Leitung der Kriegsangelegenheiten, wurde so zum Kriegshelden oder auf die Geschäfte des Friedens, er gab Gesetze und wurde so zum Friedenshelden. Ursprünglich jedoch waren beide Ämter in einer Hand vereinigt. Wegen der allgemeinen Komplizierung dieser Angelegen-

heiten mußte es jedoch dazu kommen, daß nicht mehr ein Mann beiden obliegen konnte.

6. Berufsscheidung. Ursprünglich standen bloß zwei Berufe einander gegenüber: Die Priesterschaft und die Krieger. Bei der Erweiterung sämtlicher menschlicher Tätigkeiten mußte sich die politische Betätigung vom Kriegerhandwerke lösen. Mit der Zeit bildete sich auch der Künstler heraus. Er war jedoch ursprünglich verachtet, weil der Krieger sich in seiner freien Zeit auch der Kunst widmete. Es galt demnach als schmachlich, sie berufsmäßig zu betreiben. Erst als die Kunst eine höhere Vollkommenheit erreichte, war auch der Künstler eine geachtete Persönlichkeit.

7. Der Ursprung der Städte. Auf einem Hügel, d. h. einem weithin sichtbaren Punkte, entstand ein Herrschersitz. In seiner Umgebung kam es zu einer Ansiedlung derjenigen, welche den Schutz des Herrschers genießen wollten. So entstand die Stadt. In Kriegszeiten flohen die weithin zerstreut wohnenden Ackerbauer hinter ihre schützenden Mauern. WUNDT nennt diesen Vorgang die primäre Städtegründung. Als sekundäre Städtegründung bezeichnet er es, wenn, wie beispielsweise im römischen Weltreiche, ein derartiges Gemeinwesen als Sitz eines Regierungsbeamten gegründet wurde oder wenn, wie im deutschen Mittelalter, eine Stadt aus einem zu Handelszwecken günstig gelegenen Markt entstand. Der Staat entwickelte sich aus der Stadt, alle Staaten waren ursprünglich Stadt-Staaten.

8. Die Anfänge der Rechtsordnung. Die Grundlage alles Rechtes ist die Sitte. Zumeist gab es einen sog. „Rat der Alten“, der Streitigkeiten zu entscheiden hatte. Mitunter wurde auch in einzelnen Fällen ein Schiedsrichter gewählt. Um den aus der Sitte abgeleiteten Gesetzen größeren Nachdruck zu verschaffen, brachten es zumeist die Priester dahin, daß die Rechtsprechung mit der Religion verquickt wurde. In diesem Sinne ist die Institution des Eides, der Eideshelfer, des Ordals, des Zweikampfes, der Feuer- und Wasserprobe zu deuten. Die letzteren zwei Einrichtungen gehen aus der bereits erwähnten Lustration hervor. Vielfach waren die Gesetze nicht aufgezeichnet, sondern lebten bloß in der mündlichen Überlieferung der Priesterschaft fort. So beispielsweise bei den Brahmanen in Indien.

9. Die Entwicklung des Strafrechtes. In ihren Anfängen entwickelte sich die Strafe aus der Privat- oder Blutrache. Dabei kam das Prinzip: Aug um Aug, Zahn um Zahn zur Anwendung. Eine Gefängnisstrafe gab es noch nicht. Sie ging aus der Schuldhaft hervor, bei der der Gläubiger das Recht hatte, den Schuldner einzusperren. Die Kerkerstrafe für Verbrechen wurde dann allmählich mit Martern kombiniert, wie sie beispielsweise zur Zeit der Inquisition des Mittelalters auftraten. Ursprünglich wurde jedes Delikt mit dem Tode bestraft. Als ärgstes Verbrechen galt die Tempelschändung. Die Blutrache wurde allmählich durch das sog. Wehrgeld verdrängt, doch kam es dabei zu Willkürlichkeiten von seite des Geschädigten in der Bestimmung der Höhe dieser Strafzahlung. So mußte denn der Staat die Verhängung der Strafe übernehmen. Dies ist der eigentliche Ursprung des Strafrechtes. Wenn ein Verbrecher sich

in die Wohnung des Herrschers oder in den Tempel des Gottes flüchtete, so durfte man ihm nichts anhaben. — Asylrecht.

10. Die Sonderung der Rechtsgebiete. Ursprünglich war der König der Hüter des ganzen Rechtes. Allmählich kam es zur Anstellung eigener Beamten für das Steuerwesen, die Rechtsprechung usw. WUNDT betont mit Recht, daß dieser ganze komplizierte Aufbau des Staates nicht im Kopfe eines einzelnen entstanden ist, sondern daß wir darin das Produkt einer natürlichen Entwicklung zu erblicken haben.

11. Die Entstehung der Götter. Eine Auffassung geht dahin, daß die Götter durch Degeneration aus dem Monotheismus entstanden seien, eine Anschauung, die unter anderen W. SCHMIDT vertritt, die aber sicherlich viel zu gekünstelt ist, um als richtig angesehen werden zu können. WUNDT widerlegt nun auch andere Theorien, wonach die Götter aus den Ahnen oder den Dämonen herzuleiten seien. Vielfach verbreitet ist die Ansicht, daß alle Götter ursprünglich Himmelsgestirne darstellen. Besonders wird da auf die griechische Mythologie hingewiesen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, daß den griechischen Göttergestalten viel Irdisches anhaftet, das erst späterhin auf den Himmel übertragen wurde, oder daß irdischen Gestalten bloß himmlische Attribute beigefügt wurden: So ist Apollo zwar der Sonnengott, hat aber zuerst gar nichts mit diesem Gestirn zu tun, bloß seine Pfeile bedeuten die Sonnenstrahlen. Die Hauptmerkmale der Götter sind:

- a) ihre Unvergänglichkeit,
- b) ihr nichtirdischer Wohnsitz (der Himmel, die Unterwelt oder das Wasser),
- c) ihre ausgeprägte Persönlichkeit.

Diese drei Punkte sind es, die nach WUNDT die Götter wesentlich von ihren Vorstufen unterscheiden. Dem Verfasser zufolge ist der Gott = Held + Dämon. Häufig finden wir in den bereits hoch entwickelten Religionen neben den Göttern noch Dämonen, wie beispielsweise die Nymphen und Satyrn in der griechischen, die Elfen und Kobolde in der deutschen Religion. Der Monotheismus ist beinahe niemals eine Religion des Volkes, sondern nur der Philosophen, wie es sich bereits im alten Griechenland zeigte. Auch die vielen Heiligen im christlichen Glauben sind wohl dahin zu deuten. Das Volk braucht mehrere Götter, nach WUNDT:

- a) wegen der Mannigfaltigkeit der Naturereignisse.
- b) wegen der Mannigfaltigkeit der seelischen Geschehnisse.

12. Die Heldensage. Der Held dieses Zeitalters ist im Gegensatz zu dem früheren stets ein Mann. Meist hat die Sage einen historischen Hintergrund, z. B. den trojanischen Krieg, und wir haben es mit einem historischen Helden zu tun. Seltener entspringt der Held nur der Phantasie des Volkes und es liegt dann ein mythologischer Held vor.

Der religiöse Held: Buddha und Christus sind solche. Sie wollen die Menschheit erlösen. In diesem Gedanken entwickeln sie sich allmählich vom Menschen zum Gotte. Der religiöse Held leidet, während der historische und mythologische Held handelt.

Der Heilige. In der von ihm handelnden Legende wird vor allem sein Menschentum betont. Er leidet unter Anfechtungen und ringt sich allmählich zur wahren Frömmigkeit empor, infolge welcher er dann Wunder verübt. Schliesslich begreift er seine göttliche Sendung.

Es gibt nur eine Helden-, aber keine eigentliche Göttersage. Die Götter lernen wir nur dadurch kennen, daß sie in der Heldensage als Nebenfiguren auftreten.

13. Die kosmogonischen und theogonischen Mythen. In ihnen erscheint die Welt zumeist als etwas Gegebenes und die Götter schaffen nur Menschen und Tiere. Mitunter werden auch Himmel und Erde erschaffen, wie bei den Polynesiern und den alten Griechen, bei denen sie aus der Umarmung des Uranus und der Gæa entstehen. Das Vorbild hierbei dürfte die Hütte und ihr Dach abgegeben haben. Die Vorstellung, daß zuallererst ein Chaos da war, finden wir bei den Griechen und in ähnlicher Weise bei anderen Völkern, so bei den alten Germanen, die sich einen Abgrund als allererstes vorstellen. Ebenso, wie die Titanen den Göttern vorausgehen, bezeichnet das Naturvolk die Vorstufe zum Kulturvolk. Stets wird die Gottheit als dasjenige Element dargestellt, das Ordnung in das ursprünglich wüste Durcheinander des Weltganzen bringt. Eine detaillierte Schöpfungsgeschichte, wie sie beispielsweise in der Bibel, doch auch anderwärts auftritt, ist stets ein Werk der Priester, durch das die Allmacht der Gottheit bewiesen werden soll.

Die Sintflut erscheint in der Sage vieler Völker. Sint bedeutet auf Mittelhochdeutsch allgemein, also eine allgemeine Flut. Sie deutet auf tatsächlich vorgekommene große Regengüsse und damit verbundene Überschwemmungen. Nachher kommt es zu einer Neuschöpfung des Weltalls. Der Vergeltungsgedanke wurde erst später von den Priestern in dieses Märchen hineingetragen und so wurde aus der Sintflut tatsächlich eine Sündflut. Ich glaube hier der Auffassung WUNDT's gegenüber der GERLAND's den Vorzug geben zu müssen. Dieser Autor behauptet: „Die Sintfluterzählung, der Sintflutmythus in seinen verschiedenen Variationen ist eine Darstellung bestimmter Vorgänge am Himmelsgewölbe.“¹ Diese Deutung erscheint mir denn doch etwas zu gekünstelt und ich glaube, daß sie der Mode entsprungen ist, den Himmelskörpern überhaupt bei der Erklärung der Mythen in neuester Zeit einen allzu großen Platz einzuräumen.

In den Tropen, also in regenarmen Gegenden tritt an Stelle der Sintflut der Sintbrand. Auch aus diesem Grunde haben wir alle Ursache, anzunehmen, daß wirkliche Regengüsse und Überschwemmungen die Veranlassung zum Sintflutmythus gegeben haben.

Die Weltuntergangsmysen gehören nicht mehr, wie man glauben könnte, der religiösen Dichtung an, die sich bloß mit der Vergangenheit und Gegenwart befaßt; sie sind aus philosophischen Grübeleien der Priester, die sich auf die Zukunft erstrecken, hervorgegangen.

14. Der Seelenglaube und die jenseitige Welt. Ursprünglich war die „Seele“ nicht unsterblich. Später dann die des Häuptlings, des Priesters usw., dann erst die aller. Der Glaube an

¹ GEORG GERLAND, Der Mythus von der Sintflut, Bonn, 1912. S. 118.

ein Jenseits findet sich erst dort vor, wo eine Kosmogonie vorhanden ist, wo man sich also bereits mit dem Aufbau des Weltalls beschäftigt hat:

a) Das Jenseits ist ein schwer zugängliches Geisterdorf oder eine ferne Insel. Beide denkt man sich dort, wo die Sonne untergeht, also im Westen.

b) Das Jenseits wird in die Unterwelt verlegt, weil das Grab die Finsternis, die Schrecken des Todes zur Ideenassoziation: „Unterwelt“ anregen müsse.

c) Der Himmel wird als Jenseits angesehen, was wohl auch mit verschiedenen, bereits angeführten Bestattungsformen in Zusammenhang zu bringen ist.

Schließlich kommt es zu einer Differenzierung: Die Seelen der braven Menschen kommen in den Himmel, die der schlechten in die Unterwelt, in die Hölle. Allmählich bildet sich als Mittelding zwischen Himmel und Hölle eine dritte Örtlichkeit, das Fegefeuer, heraus. Sein Wesen ist auf bereits erwähnte Lustrationsvorstellungen zurückzuführen. Wiederum haben es die Priester mit Vergeltungs-ideen verquiekt. Bald bilden sich geheime religiöse Gesellschaften, deren Zeremonien dahin zielen, ihren Mitgliedern ein angenehmes Jenseits zu verschaffen. Dahin gehören die Geheimgesellschaften der Totemisten, die eleusinischen und orphischen Mysterien der alten Griechen, die christlichen und buddhistischen Orden. Nicht die Sittlichkeit des Menschen ist nunmehr für ein freudiges Leben in einer anderen Welt maßgebend, sondern seine Frömmigkeit. Auch Himmel und Hölle werden nach und nach noch in Unterabteilungen eingeteilt; der Himmel erscheint schließlich als Erlösung von allem Erdenjammer. In der buddhistischen Religion findet eine Läuterung der Seele nach dem Tode durch Wanderung in verschiedene Tierleiber statt. Durch diese soll sie zur wahren Erkenntnis gelangen. Diese Seelenwanderungsvorstellung ist eine Lehre der Philosophen und ist letzten Endes auf die Ideen des Totemismus von der Heiligkeit der Seelentiere zurückzuführen.

15. Der Ursprung der Götterkulte. Solange es nur Dämonen gab, war von einem geordneten Kult keine Rede. Diese übersinnlichen Wesen wurden einfach im Affekt angerufen. Da den Göttern eine bestimmte Lebensführung zugedacht wird, so ist der Kult auch dieser angepaßt. Freilich finden sich im totemistischen Zeitalter schon Andeutungen von Kulte, wie sie in den Vegetationsfesten und Männerweihen vorliegen, hinter denen aber zum Teil schon Göttervorstellungen zu suchen sind. Wir unterscheiden 3 Kultmittel:

- a) das Gebet,
- b) das Opfer,
- c) die Heiligung.

Ad a) Das Gebet besteht ursprünglich darin, daß man der Gottheit verschiedene Wünsche vorbringt, — Bittgebet, dann dankt man ihr für die etwaige Erfüllung der Wünsche, — Dankgebet. Vergebung von Sünden erfleht man späterhin im Bußgebet. Noch höhere Formen sind

das Preisgebet, der Psalm und der Hymnus. Sie dienen dem Lobe der Gottheit.

Ad b) Das Opfer nahm ursprünglich vom Totenopfer seinen Ausgang. Die betreffenden Beigaben dienen, wie schon erwähnt, zuerst blofs den persönlichen Bedürfnissen des Verstorbenen, späterhin sollen sie auf die Gottheit magisch einwirken und endlich stellen sie ein Geschenk an sie dar. Das Opfer im eigentlichen Sinne ist ja an die Vorstellung eines Geschenkes geknüpft. Da es dabei auf seinen Wert ankam, ging man von einem Tier zu mehreren oder sehr vielen über, vom Tiere schliesslich zum Menschen — Menschenopfer — über. Der betreffende Mensch wurde dann von allen geehrt, weil er ja die Buße für ihre Sünden auf sich nahm. So gelangt man allmählich zum Erlösungsgedanken. Mit der Sänftigung der Sitten ergab sich jedoch die Rückkehr vom Menschen zum Tiere. Fernerhin brachte man der Gottheit, da das höchste Gewicht auf den Wert der Gabe gelegt wurde, Schmuck und Geld dar. Dies führte allmählich dazu, dafs man diese Dinge den Priestern oder Armen opferte, um so indirekt auf die Gottheit einzuwirken, — das indirekte Opfer im Gegensatz zum direkten.

Wollte man die Heilung bestimmter Krankheiten bei der Gottheit durchsetzen, so brachte man ihr eine Nachbildung des leidenden Körperteiles als sog. Votivgabe dar. Sie entspricht ungefähr dem Bittgebet, während die sog. Weihegabe nach erfolgter Heilung mit dem Dankgebet in Analogie zu bringen ist.

Aus den Opfern entwickelte sich die Mantik, die Weissagung. Vor allem schlofs man aus den Zuckungen der Eingeweide des geopferten Tieres oder aus der Art des Aufsteigens des Rauches beim Brandopfer darauf, ob die Gottheit geneigt sei, die Wünsche des Flehenden zu erfüllen oder nicht. Schliesslich suchte man aus derartigen oder ähnlichen Vorzeichen überhaupt die Zukunft zu ergründen. Da bei den Vegetationsfesten deren Teilnehmer sich häufig in eine Ekstase versetzten, so kam es bei ihnen zu Visionen. Aus diesen Vorkommnissen entwickelte sich allmählich das Orakelwesen.

Ad c) Die Heiligung ist vor allem in der Taufe zu erblicken, die jedoch sicherlich aus der Lustration hervorgeht. Die bei vielen Völkern vorkommende Beschneidung ist nach WUNDT nicht, wie es die Auffassung der Bibel andeutet, zur Heiligung zu rechnen, sondern bedeutet ihm einfach eine Art Opfer. Hoden und Penis gelten ja als Seelensitze, daher fafst unser Autor das Abschneiden der Vorhaut als eine Darbringung dieses Seelensitzes an die Gottheit auf, indem ihr hier gewissermassen pars pro toto dargebracht wird. Von vielen Seiten wird diese Operation als hygienische Mafsnahme gedeutet. RICHARD ANDRÉE¹ erklärt sich nach Vorbringung verschiedener Auffassungen mit PLOSS schliesslich dahin, dafs die Beschneidung als eine Vorbereitung für den Geschlechtsakt im Sinne der Beseitigung der häufig auftretenden Phimose zu deuten

¹ R. ANDRÉE, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, N. F. Leipzig 1889, S. 212.

sei. Ich vermute jedoch, daß auch hier, wie bei vielen anderen Erscheinungen der Völkerkunde, kaum eine einzige Ursache für alle Völker zu treffen dürfte, sondern daß man bei jedem einzelnen Volk die Prozedur aus seinen sämtlichen Sitten und Gebräuchen heraus wird erklären müssen. Ich glaube schon deshalb nicht an eine einheitliche Erklärungsmöglichkeit, weil die Circumcision in manchen Ländern an dem Knaben sofort oder bald nach der Geburt, in anderen wieder erst zur Zeit der auftretenden Geschlechtsreife vorgenommen wird. — Bei den Räucherungen, die bei verschiedenen Glaubensarten vorgeschrieben sind, ist wohl auch an eine Heiligung des Andächtigen durch das Verbrennen verschiedener, vom Priester geweihter Substanzen zu denken. In demselben Sinne wird der Fromme auch geheiligt, wenn er beim heiligen Abendmahl der katholischen Religion vermittels der Hostie und des Weines den Leib und das Blut Christi zu sich nimmt. Die Heiligkeit des Erlösers geht gewissermaßen derartig auf den Gläubigen über.

17. Die Kunst des Heldenzeitalters. Nach WUNDT liegt das Wesen des primitiven und des totemistischen Zeitalters in der Bedürfnisbefriedigung, das des Heldenzeitalters in der Kunstbetätigung und das des Humanitätszeitalters in der Ausübung der Wissenschaft.

In den früheren Zeitaltern äußerte sich die Kunst hauptsächlich in der Verzierung von Gebrauchsgegenständen und in der Ausschmückung des eigenen Körpers. Dabei kam beinahe immer ihre Zaubermirung in Betracht. Es handelte sich nicht um rein ästhetische Zwecke, die erst im Heldenzeitalter zur Geltung kommen. Sie mußten ja mit der Idealisierung des Menschen zum Helden und Gotte Hand in Hand gehen.

Erst jetzt konnte sich die Architektur entfalten, wo es sich vielfach um die Herstellung von Prachtbauten handelte, wie sie die Burg des Herrschers, der Tempel des Gottes oder das Grab eines Mächtigen erfordert. Man denke nur an die griechischen Tempel und die ägyptischen Pyramiden.

Die Plastik nahm vorwiegend von der Darstellung der Götter ihren Ausgang. Im Anklang an das totemistische Zeitalter erscheint die Gottheit ursprünglich in halb tierischer, halb menschlicher Gestalt, wie sich beispielsweise aus Reliefs in Ägypten und Babylon ergibt. Allmählich gelangt der Künstler dahin, das Wesen der Gottheit durch einen bestimmten Gesichtsausdruck in Griechenland den der Milde, in Mexiko den der Furchtbarkeit zu charakterisieren. In weiterer Folge entwickelte sich aus diesen beiden Darstellungsformen die Bedeutsamkeit, die sich in dem betreffenden Antlitze widerspiegelte.

Da das häufig freistehende Götterbild zur Betrachtung der umgebenden Landschaft anregte, so kam es auch zur Entwicklung der Malerei. Dies die Ansicht WUNDTs. Doch erlebte sie sicherlich erst im Zeitalter der Humanität eine nennenswerte Entfaltung.

Die musischen Künste. Während früher der Märchenheld in Prosa gefeiert wurde, regten die Taten des Sagenhelden den Menschen zur

dichterischen Form an. Sie fand sich zuerst in den Romanzen, aus denen allmählich das Heldenepos entstanden sein dürfte.

Das Drama ist sowohl bei den alten Griechen, als auch im Mittelalter [das christliche] Drama zuerst aus dem Gottesdienste hervorgegangen. In diesen seinen Anfängen werden die Schicksale des Menschen von der Gottheit gelenkt. Es ist in diesem Stadium in poetischer Form gehalten. Allmählich entwindet sich das Theater dem Einfluß der Religion, und der Mensch tritt als selbständig handelndes Wesen auf. Bei voller Entwicklung dieser Form ist bereits der Übergang zur Prosa gegeben; doch bezeichnet sie schon den Übergang zum Zeitalter der Humanität, in dem sie ihre volle Entfaltung erlangt.

Auch die Musik tritt im Heldenzeitalter zuerst in der Kirche als Begleitung der religiösen Gesänge auf. Nur ganz allmählich ringt sie sich zur Selbständigkeit empor. Im Vollbesitze dieses Stadiums finden wir sie erst im nächsten Zeitalter.

Alle musischen Künste gehen im Heldenzeitalter, wie WUNDT ganz richtig erklärt, vom Kult aus.

Viertes Kapitel: Die Entwicklung zur Humanität.

1. Der Begriff der Humanität. Die trennenden Begriffe der Nationalität werden allmählich fallen gelassen; man sieht im Menschen eines jeden Volkes nur mehr den Menschen als solchen. Bei den Griechen und Römern ist diese Entwicklungsform erst im Werden, da sie alle, nicht ihrem Stamme angehörigen Menschen mit einer verächtlichen Bezeichnung Barbaren nennen. Auch wird nach WUNDT in dem ganzen Zeitalter, in dem wir auch jetzt noch leben, der ideale Begriff der Humanität nicht tatsächlich erreicht, sondern nur erstrebt. Deshalb hat WUNDT als Kapitelüberschrift die Worte: „Die Entwicklung zur Humanität“ gewählt. Die ganze geistige Richtung des Zeitalters äußert sich, dem Verfasser zufolge: In der Gründung von Weltreichen, in dem Entstehen einer Weltkultur, in der Schaffung von Weltreligionen und in der allmählichen Ausbildung einer Weltgeschichte.

2. Die Weltreiche. Babylon, Persien, Ägypten und das römische Reich rechtfertigten bis zu einem gewissen Grade diese Bezeichnung. Eine verspätete Form des Weltreiches findet sich in den von Napoleon I. beherrschten Ländermassen wieder. WUNDT spürt dem Wunsche der Menschen, die Welt zu beherrschen, nach und findet dafür folgende Gründe:

a) Das Streben nach möglichster Machtentfaltung. (Wo viele Menschen, wie in einem Weltreiche, zur Verfügung stehen, kann man ja Großes leisten. Man kann Pyramiden bauen, wie die Ägypter, man kann andererseits große Straßenzüge herstellen, wie die Römer u. dgl. mehr.)

b) Die philosophische Auffassung des Weltalls im Altertum. (Man dachte sich im Altertum die Erde als im Mittelpunkt der Welt befindlich und den Himmel und die Gestirne als zu ihr gehörig. Wenn

man also die Erde als Ganzes beherrscht, soweit sie damals eben bekannt war, so ist man dadurch der Herr des Weltalls.)

3. Die Weltkultur. Durch die besseren Verkehrsmöglichkeiten mußte sich allmählich die Kultur der verschiedenen Völker vereinheitlichen, indem Kulturgüter von einem Lande zum anderen sehr leicht übergehen konnten. Dadurch, daß eine einzige Sprache im Handel die herrschende wurde, war ein weiteres Moment gegeben, welche diese Kulturausgleichung fördern konnte. Im Altertum figurierte in diesem Sinne das Griechische als Weltsprache. Im Zeitalter der Renaissance war dem Italienischen dieselbe Rolle vorbehalten.

4. Die Weltreligionen. Ursprünglich hat jede Nation ihre eigenen Götter. Es muß dies auch so sein, da in den Göttern die Nationaleigenschaften des betreffenden Volkes verkörpert sind, also außerhalb ihres Landes bedeutungslos werden müssen. Erst das Christentum und der Buddhismus haben sich zu wahren Weltreligionen entwickelt. Ich glaube, daß man den Islam auch hierher rechnen sollte. WUNDT fragt sich, warum nur diesen beiden Glaubensarten eine solche Verbreitung beschieden war. Er findet die Antwort in folgenden Momenten: Sowohl das Christentum als auch der Buddhismus befassen sich vielfach mit Krankheit und Tod, allgemein menschlichen Interessen-Sphären. Das Christentum eröffnet allen Rechtgläubigen das Himmelreich, spricht also zum Gefühl. Der Buddhismus lehrt, daß die Seele des Dahingeschiedenen nach einer langen Wanderung durch verschiedene Tierleiber zur wahren Erkenntnis gelangt, — wendet sich hiermit an den Geist. Es liegt hierin eine Philosophie, die dem gerne grübelnden Orientalen zugesagt haben mag. Beide Religionsstifter waren Menschen im edelsten Sinne des Wortes und haben irdische Leiden durchgemacht; daher kann der Gläubige sich in seinen Nöten am besten an sie wenden und auf ein volles Verständnis rechnen. Der Gott des früheren Zeitalters zeichnete sich durch eine ausgeprägte Persönlichkeit aus. Christus und Buddha sind nicht nur Menschen, sondern sie sind nach ihrem Tode sogar zu überpersönlichen Göttern geworden. Sowohl im Buddhismus als auch im Christentum gibt es keine bevorzugte Gesellschaft, die die Freuden des Jenseits für sich in Anspruch nehmen könnte, wie bei den erwähnten Mysterienkulten und ähnlichen Vereinigungen: der Himmel steht allen offen. Außerdem haben beide Glaubensarten früher bestandene Religionen in sich aufgenommen, wie ja die in ihnen bestehende Dämonen- und Heiligenverehrung beweist.

5. Die Weltgeschichte. Als solche wird zumeist die Geschichte der Kulturvölker betrachtet, weil in ihren Schicksalen ein führender, menschlicher Wille zu konstatieren ist; hingegen bezeichnet man gemeiniglich die Naturvölker mangels dieses Willens als geschichtslos. Nach WUNDT sollte aber eigentlich die Weltgeschichte, analog der Geschichte der Tier- oder Pflanzenwelt alle Menschen umfassen. Als Zweck der Geschichtsforschung betrachtete die rationalistische Philosophie des 18. Jahrhunderts den Nachweis, daß Gott die Menschheit einem bestimmten Ziele, das heißt einer immer höheren Vollkommenheit zuführe, also eine teleologische Auffassung. Unsere

Zeit hat mit dieser Ansicht gebrochen und meint bloß, daß die Geschichte den Beweis erbringe, daß die Menschheit durch Selbsterziehung einer schließlichen Vollendung entgegengehe. WUNDT empfiehlt aber, wie ich glaube, mit Recht, das Studium der Entwicklung der menschlichen Seele der gesamten Menschheit, wie sie sich aus den vorliegenden Tatsachen ergibt, als Leitfaden der ganzen Geschichtsforschung zu betrachten. Daß hier die Naturvölker auch inbegriffen sind, ergibt sich aus dieser Definition von selbst. Dies wäre also nach WUNDT die Weltgeschichte, wie sie in Zukunft zu betreiben wäre und wie sie einem wirklichen Zeitalter der Humanität entspräche. Mit diesen Betrachtungen beendet WUNDT seine „Elemente der Völkerpsychologie“.

Dem Verfasser gebührt das große Verdienst, meines Wissens, zum ersten Male eine präzise Definition des primitiven Menschen gegeben zu haben. Ich betrachte es ferner als eine glänzende Idee, alle Kulturäußerungen des Totemismus von einem Punkte, nämlich von der Tierverehrung ausstrahlen zu lassen. Es ist dies auch eine große Erleichterung beim Studium der Völkerkunde, wenn man imstande ist, viele disparate Erscheinungen auf eine einzige zurückzuführen. In diesem Sinne glaube ich, hat WUNDT der Ethnologie einen guten Dienst geleistet. Das Kapitel über das Heldenzeitalter und das über die Entwicklung zur Humanität sind sicherlich in ihren Grundlinien ausgezeichnet. Jedoch kommen sie für unsere Wissenschaft, die sich ja hauptsächlich den Naturvölkern zuwendet, weit weniger in Betracht. Vortrefflich finde ich es auch, wenn WUNDT, wie bereits erwähnt, das Wesen des primitiven und des totemistischen Zeitalters in der Bedürfnisbefriedigung, das des Heldenzeitalters in der Kunstbetätigung und das des Humanitätszeitalters in der Ausübung der Wissenschaft sucht. Auch die Aufstellung der einzelnen Zeitalter behufs Erleichterung der Übersicht über sämtliche Kultureigentümlichkeiten der Menschheit ist als geradezu geniale Idee zu betrachten. Doch ist WUNDT sicherlich nicht ganz von dem Vorwurfe freizusprechen, daß er seinem System zuliebe oft den Tatsachen Gewalt angetan hat, wie ich es ja an den betreffenden Stellen stets erwähnt habe. Zum Teil mag dies jedoch auch damit zu entschuldigen sein, daß der Philosoph von Fach unmöglich mit dem ganzen einschlägigen Wissen der Ethnologie vertraut sein kann. Manchmal, glaube ich, verläßt sich WUNDT auch auf die in der Philosophie noch nicht ganz ausgemerkte rationalistische Spekulation. Im großen und ganzen muß aber die Ethnologie WILHELM WUNDT'S „Elemente der Völkerpsychologie“ als ein treffliches Werk mit Freuden begrüßen.

Zeit hat mit dieser Ansicht geendet und meint bloß, daß die Geschichte
 den Beweis erbringe, daß die Menschheit durch Selbstzerstörung
 einer schicksalhaften Vollendung entgegenstehe. Weiter mag es nicht
 wie ich glaube, auf Recht, das Studium der Entwicklung der mensch-
 lichen Seele der gesamten Menschheit, wie sie sich aus den vor-
 liegenden Tatsachen ergibt, als Leitfaden der ganzen Geschichtslehre
 zu betrachten. Denn hier die Naturverläufe auch laßbar sind
 ergibt sich aus dieser Definition von selbst. Dies wäre also nach Wern-
 die Weltgeschichte, wie sie in Zukunft zu betreiben wäre und wie sie
 einem wirklichen Leitfaden der Menschheit entspräche. Mit diesen Ba-
 selementen beginnt die Volksgeschichte.

Dem Verfasser scheint die große Verwirrung, meinen Wissens,
 zum ersten Male eine praktische Definition des primitiven Menschen
 gegeben zu haben. Ich betrachte es ferner als eine räthselhafte Idee,
 alle Kulturleistungen der Tolteken von einem Punkte,
 nämlich von der Tierverehrung auszugehen zu lassen. Es ist dies auch
 eine große Fälschung beim Studium der Völkerkunde, wenn man im-
 stände ist, viele disparate Erscheinungen auf eine einzige zurückzuführen.
 In diesem Sinne glaube ich, hat Wern die Ethnologie einen guten Dienst
 geleistet. Das Kapitel über das Heidenzeitalter und das über die
 Entwicklung zur Humanität sind sicherlich in ihrer Grundansicht aus-
 gesprochen.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

Die Ethnologie ist die Wissenschaft, die sich in Beziehung auf die Naturverläufe zu bewegen hat. In Be-
 tracht, Vorkulturbücher, die ich so auch, wenn Wern, wie bereits er-
 wähnt, das Wesen des primitiven und des steinzeitlichen Kult-
 urs in der Bedeutung der Heidenzeit, das Heidenzeitalter
 in der Kunstentwicklung und das Heidenzeitalter in
 der Ausbildung der Wissenschaft steht. Auch die Aufklärung der
 einzelnen Kulturen gehört Ethnologie der Übersicht über sämtliche
 Kulturleistungen der Menschheit ist die gewöhnliche Aufgabe der
 Ethnologie. Doch ist Wern sicherlich nicht ganz von dem Vorworte
 trennen, das er seinem System anlehnt. Die Tatsachen
 Gewalt ansetzen hat, wie ich es in den betreffenden Stellen stets
 erwähnt habe. Zum Teil mag dies jedoch auch darauf zu beziehen
 sein, daß die Ethnologie von sich aus nicht imstande ist, den ganzen einschlägigen
 Wissenschaften der Ethnologie vertreten sein kann. Manchmal, glaube ich, ver-
 irrt sich Wern auch auf die in der Ethnologie noch nicht ganz aus-
 gereifte rationalistische Spekulation. Im Kriegen und Kassen
 wohl aber die Ethnologie Werns Elemente der
 Volksgeschichte, als ein wirkliches Werk mit Frieden be-
 greifen.

